



Adriana Wipperling

STAR TREK DEFENDER

7 Feindesland

(C) Cover by Lairis77
USS DEFENDER Model by Heiko Petersen
Jem'Hadar Fighters by Ebo111 & Mr Ronsfield

I M P R E S S U M

ADRIANA WIPPERLING

STAR TREK
DEFENDER

EPISODE 07:

„FEINDESLAND“

Texterfassung und Layout: Adriana Wipperling

Cover: Adriana Wipperling

1. Auflage, Potsdam, April 2014

PRÄSENTIERT VON:



Diese Publikation ist ein nichtkommerzielles Fanzine.
Im Sinne der Erhaltung der deutschen Fanszene ist der Nachdruck sowie die Veröffentlichung im Internet
ohne Genehmigung durch die Autorin untersagt.
STAR TREK ist ein eingetragenes Warenzeichen der Paramount Pictures Corporation.
Die Verwendung dieses Titels und damit verwandter Begriffe
verfolgt nicht die Absicht einer Urheberrechtsverletzung.

Prolog

Der Krach, der ihn weckte, rührte von den Schritten Dutzender schwerer Stiefel.

Tel-Maró sprang aus dem Bett und packte die Strahlenkanone, die er während der Nacht stets umklammert hielt wie ein Kuscheltier. Als er die Waffe entsicherte und sich hinter der Tür versteckte, wagte er kaum zu atmen. Nicht schon wieder! seufzte er innerlich. Es war bereits das fünfte Mal, dass man kam, um ihn zu holen, dass man ihn in irgendein dunkles, dreckiges Kellerloch irgendeiner feindseligen, fensterlosen Stahlbetonfestung verschleppte - und dass er nach Stunden der Bewusstlosigkeit plötzlich in seinem Haus oder mitten auf der Straße aufwachte, ohne zu wissen, wie er dorthin gekommen war oder wo er sich eigentlich befand.

Der Schrecken fühlte sich jedes Mal so real an, dass er Tel-Maró regelrecht lähmte – selbst wenn das, was er erlebte, so unglaublich schien, dass es nie und nimmer real sein konnte.

Früher hatte er oft geglaubt, verrückt zu werden. Das Virus. Es befahl jeden Mann, jede Frau und jedes Kind auf diesem Planeten, es rief Hirnfieber und Wahnsinn hervor, ohne Behandlung führte es nach spätestens zwei Zyklen zum Tod. Es gab keinen Impfschutz und kein Heilmittel – bis auf das Implantat, das ständig Antikörper direkt im Gehirn ausschüttete. Das Virus war so aggressiv und vermehrte sich so rasant, dass es nicht ausreichte, das Gegenmittel ein- oder zwei Mal zu verabreichen ... wollte die Regierung dem Volk zumindest glaubhaft machen.

Tel-Maró wusste es inzwischen besser.

Das erste Mal, als die Visionen ihn heimsuchten, hatte er in seinem Büro gesessen und sich gelangweilt, während der Rechner seinen Programmcode kompilierte. Er las einen Zeitungsartikel über die bevorstehende Volkszählung und kam zu dem Schluss, dass die Erfassung von Gesundheitsdaten eigentlich eine Unverschämtheit sei. Da fragte er sich, ob sein Volk ohne Zentralregierung nicht wesentlich besser zurechtgekommen war.

Just in diesem Augenblick verwandelten sich seine Hände in ein Gewimmel ekliger Würmer, die über die Tastatur seines Computers krabbelten, während er fassungslos auf seine blutigen Handstümpfe starrte.

Doch plötzlich, von einem Moment auf den anderen, waren seine Hände wieder normal, die Würmer verschwunden. Er verließ in Panik seinen Arbeitsplatz und suchte das nächste Gesundheitszentrum auf, um sein Implantat überprüfen zu lassen.

Tel-Maró hatte mit niemandem über diese Vision gesprochen, noch nicht einmal mit seiner Frau. Das Virus hatte kurzfristig zugeschlagen, aber nun war er außer Gefahr, versicherten ihm die Ärzte. Es gab also keinen Grund, Al-Quinnara zu beunruhigen. Als angehende Neurochirurgin kannte sie sich mit den Tücken dieser Hirnseuche bestens aus und würde ihn so lange beknien, bis er sich mindestens eine Nacht zur Beobachtung ins Krankenhaus einweisen ließ.

Nun ja, man konnte es auch übertreiben ...

Eines Abends rief sie an und erzählte voller Aufregung von ihrer ersten Hirnoperation, die sie eigenhändig durchgeführt hatte. Es war nicht geplant, dass sie als Assistenzärztin alle Entscheidungen treffen musste, aber dank der unerwarteten Krankheit ihres Chefs blieb ihr nichts weiter übrig.

Als sie sich am Abend in ihrem Lieblingslokal trafen, um zu feiern, verriet ihre Miene jedoch nichts von Glück, Erleichterung oder Stolz. Im Gegenteil: Al-Quinnara wirkte seltsam angespannt, so als würde sie ein belastendes Geheimnis mit sich herumtragen. Doch was mochte sie belasten, wenn der Tumor ihres Patienten vollständig entfernt werden konnte?

Tel-Maró sah erneut vor seinem geistigen Auge, wie sich Al-Quinnaras Finger verkrampften und die Pupillen in ihren großen, goldenen Augen sich zu senkrechten schwarzen Schlitzén verengten. „Ich musste zuerst das Hirngewebe untersuchen, um festzustellen, wie weit der Tumor inzwischen fortgeschritten war. Zuerst gelang es mir nicht, die kranken Zellen eindeutig identifizieren, und ich war kurz vorm Verzweifeln, bis ich herausfand, dass das Implantat meine Scanerergebnisse verfälscht.“ Sämtliche Muskeln ihres Körpers schienen sich anzuspannen, bevor sie nach einer kleinen Pause fortfuhr. „Also habe ich es deaktiviert.“

„Du hast WAS?“, fragte Tel-Maró mit großen Augen.

„Nur für den Zeitraum der Operation“, beschwichtigte ihn seine Frau. „Mein Patient wäre dem Virus niemals so lange ausgesetzt gewesen, dass es dauerhafte Schäden verursacht hätte – aber der Tumor hätte das garantiert.“

Tel-Maró nahm ihre Hände und lächelte aufrichtig. „Ich bin stolz auf dich!“

Doch ihre Finger zitterten unter seinem Griff. „Der Patient ist gerettet, ja ... aber was merkwürdig war ...“ Al-Quinnara stockte, ihr Gesicht verzerrte sich unter Schmerzen und sie massierte sich die Schläfen mit allen acht Fingern.

„Was hast du?“, fragte er besorgt.

„Nichts, nur Kopfschmerzen“, erwiderte sie schnell.

Tel-Maró ahnte, dass mehr dahinter steckte. „Bist du sicher?“, hakte er nach.

„Nachdem das Implantat mehrere Stunden inaktiv war, hätte sein Hirngewebe mit Viren überflutet sein müssen ... aber da war nichts“, brachte sie noch heraus – bevor sie mit einem gehetzten Blick von Stuhl aufsprang.

„Nein! Maró, bitte tu das nicht!“, flehte sie.

„Was soll ich nicht tun?“, fragte ihr Mann irritiert. „Was ist heute nur los mit dir?“

Sie antwortete nicht, sondern rannte Hals über Kopf aus dem Lokal.

Ein paar Gäste drehten sich neugierig um, wandten sich jedoch gleich wieder ihrem Essen und ihrer Gesellschaft zu. Hier auf Prelucidar war man an Leute gewöhnt, die sich urplötzlich seltsam verhielten. Man schob es auf die Seuche.

Tel-Maró folgte seiner Frau, doch als er vor die Tür trat, konnte er sie nirgendwo entdecken. Die rote Sonne stand schon tief und der Himmel änderte seine Farbe von orangegelb zu purpur und goldbraun. Bald würde die Nacht beginnen, er hatte also nicht mehr viel Zeit. Die Nächte auf Prelucidar waren selten, aber gefürchtet. Nicht nur wegen der nachtaktiven Raubtiere, die an den Stadtgrenzen auf Beute lauerten. Auch viele Prelucidarner drehten während der dunklen Stunden durch.

„Quinnara?“, rief er laut und sah sich in alle Richtungen um.

Er entdeckte den Saum ihres silbergrauen Kleides zwischen dunkelvioletten Grashalmen und rot leuchtenden Bodendeckern mit fleischigen dreieckigen Blättern. Die pilzähnlichen lila Talmak-Pflanzen wuchsen im Garten vor dem Lokal meterhoch.

Zwischen ihren Stämmen lag Al-Quinnara. Reglos. Besinnungslos.

„Quinnara! Beim Geist des Universums ... tu mir das nicht an!“, murmelte Tel-Maró.

Nachdem er erleichtert festgestellt hatte, dass sie noch lebte, trug er sie eigenhändig ins nächste Krankenhaus.

Und dort lag sie immer noch: Meistens im Koma, manchmal ans Bett gefesselt, weil sie in ihren Horrorvisionen trat und schrie. Ihre wenigen klaren Momente bekam Tel-Maró viel zu selten mit.

Doch als sie ihm sagte, er dürfe nicht immer glauben, was er sah, war ihre Stimme klar und eindringlich wie nie. Vor allem dürfe er den Ärzten nicht trauen, die würden ihr nicht helfen können. Oder nicht helfen wollen.

Aber Tel-Maró ließ nicht locker. Schließlich war er ein hochtalentierter Informatiker und hatte in seiner Jugend als Computerhacker das planetare Datennetz unsicher gemacht. Nach tagelangen Recherchen, die seinen Alltag in einen bizarren Horrortrip verwandelten, ließ er sich auf unbestimmte Zeit krankschreiben, bis er schließlich seinen Job verlor.

Das hätte ihn in seinem früheren Leben, vor Al-Quinnaras Zusammenbruch, ziemlich aus der Bahn geschleudert – doch nun schüttelte er sich und arbeitete wie besessen weiter an der Lösung des Rätsels um die Krankheit seiner Frau ... die Krankheit des gesamten Volkes. Er war gut, einer der besten in seiner ehemaligen Firma – er würde eine neue Stelle finden.

Die Kündigung war jedenfalls nicht der Grund, weshalb er kein Tageslicht mehr durch seine Fenster ließ und kaum schlafen konnte ... weshalb er manchmal am liebsten vom höchsten Gebäude der Stadt gesprungen wäre, nur um seinem Elend endlich ein Ende zu setzen.

Zweimal hatte sich der Boden unter ihm in Treibsand verwandelt. Einmal war er in seinem Schlafzimmer über eine verstümmelte Leiche gestolpert. Ein anderes Mal war er Zeuge geworden, wie Al-Quinnaras Mutter und Schwester mit Küchenmessern aufeinander einstachen, was leider nicht gänzlich weit hergeholt war. Er selbst war jedoch unfähig gewesen, sich zu rühren - geschweige denn, einzuschreiten.

Mit der Zeit erkannte er ein System in diesem Wahnsinn. Es konnte kein Zufall sein, dass er immer dann von Horrorvisionen geplagt wurde, wenn er etwas Verbotenes tat, einen subversiven Gedanken hegte oder auf die Regierung schimpfte.

Die Implantate dienten längst nicht mehr zur Bekämpfung der Hirnseuche. Falls es je eine Seuche gegeben hatte.

In dieser dunklen, qualvollen Zeit gelang es Tel-Maró, einige hochwichtige Passwörter knacken, geheime Archivdokumente entschlüsseln – und die Beweise für seine Theorie verdichteten sich zu einem Szenario des Schreckens.

Er wurde natürlich nicht aus allen Informationen schlau. So fragte er sich zum Beispiel, was das für ein „Dominion“ war, dem die frühere Regierung von Prelucidar nicht beitreten wollte. Doch er ahnte, dieses Puzzleteil könnte wichtig sein.

Das einzige, was ihm fehlte, waren Leute, mit denen er sein Wissen teilen konnte. Er fand vage Hinweise auf eine Widerstandsbewegung. Mütter, die ihre Kinder im Dschungel zur Welt brachten, damit sie keine Implantate bekamen. Religiöse Einsiedler, die sich mithilfe purer Meditation von den schrecklichen Visionen befreiten.

Sie waren die Hoffnung, an die er sich klammerte, um nicht verrückt zu werden.

Und Al-Quinnara.

Als er wieder einmal aus einem von Alpträumen zerfetzten Schlaf erwachte, beugte sich seine Frau über ihn. Sie war so schön, wie er sie in Erinnerung behalten wollte. Kein Vergleich zu der ausgemergelten Gestalt im Krankenhausbett.

Sie streichelte sein Gesicht und lächelte.

Tel-Maró versteifte sich. Bestimmt würde sie gleich vor seinen Augen verwesen, in Flammen aufgehen oder ein schrecklich missgebildetes Baby zur Welt bringen. Das waren mit Abstand die schlimmsten Phantasien, die das verdammte Implantat ihm vorgaukelte.

„Wie ... wie kommst du hier her?“, fragte er gepresst. „Wie kann es sein, dass du plötzlich wieder gesund bist?“

„Sch ...“ Sie legte einen Finger auf seine Lippen.

„Du bist nicht real!“ Er kniff die Augen zusammen. „Verdammt, warum quält mich dieses Ding in meinem Kopf so!“ Diesmal schrie er fast.

„Bald ist alles vorbei. Ich hole dich hier raus“, wisperte sie.

Tel-Maros seufzte. „Das würde ich zu gern glauben.“

„Ich weiß es“, gab Al-Quinnara zurück. „Alles wird gut. Die Verbindung lebt.“

Die Verbindung ... grübelte Tel-Maros. Ein eigenartiger Ausdruck dafür, dass Al-Quinnara und er seit vier Zyklen ein Paar waren.

Irgendwas missfiel ihm an ihrem Lächeln, aber er konnte es nicht benennen.

„Was haben sie nur mit dir gemacht?“, murmelte er traurig. „Falls du es überhaupt bist ...“

Es war nicht fair, doch plötzlich wollte er nur noch weg von dieser Person, die mit seiner Frau nichts als das Äußere gemeinsam hatte.

Aufspringen und dann schnell raus hier ...

Er kam nicht dazu. Fassungslos beobachtete er, wie sich Al-Quinnaras Arme in eine gallertartige, schimmernd goldbraune Substanz verwandelten. Lebendiger Schleim, der über seine Brust und seinen Hals kroch und sein Gesicht bedeckte, bis er nicht mehr atmen konnte. Ihre Schenkel hielten seine Taille im Klammergriff, drückten ihn gegen das Bett.

Wieder nur so ein verfluchter Horrortrip, dachte er trotzig.

Seine zwei Herzen hämmerten um die Wette, die Füße kickten ins Leere, die Arme ruderten in der Luft.

Dann wurde alles schwarz.

Kapitel 1: Gamma-Quadrant, Tag 62

„Herein“, sagte Captain Lairis mit einem misstrauischen Unterton, als der Türmelder summte. Ihr Erster Offizier, Commander Jerad Kayn, betrat in Begleitung des Chefsingenieurs, Lieutenant Marc van de Kamp, den Bereitschaftsraum der U.S.S. DEFENDER und packte einen Stapel von Datenpaddes auf den Schreibtisch der Kommandantin.

Lairis lächelte schief. „Ich sehe, Sie haben Arbeit für mich. Hoffentlich was Interessantes.“

Kayn grinste zurück. „Deine Definition von interessant bedeutet in vielen andern Sprachen ‚lebensgefährlich‘, Ilana.“

„Uns kann ja nichts passieren“, gab sie zurück.

„Solange wir getarnt sind, nicht.“ Marcs Tonfall ließ ein großgeschriebenes ABER in der Luft hängen. Mit finsterner Miene starrte der junge Mann auf den Bildschirm, der hier – wie fast überall auf dem Schiff – das Fenster simulierte.

Die Aufklärungsmission im Raum des Dominion war für drei Monate angesetzt, mittlerweile flog das Schiff seit 62 Tagen durch den Gamma-Quadranten. In diesen zwei Monaten hatte die Crew keinen Fuß auf einen Planeten gesetzt, die Stimmung war gereizt, eine allgemeine Anspannung zerrte an den Nerven der gesamten Besatzung. Hinzu kamen immer mehr Indizien für eine Aufrüstung der Dominion-Flotte und beunruhigende Truppenbewegungen.

„Ich möchte ganz gewiss keine Schlacht als Abwechslung“, stellte Ilana richtig.

„Nur mal raus ...“, murmelte Jerad verständnisvoll.

„Künstliche Luft, künstliches Essen, künstliche Landschaften auf den Holodeck ... nach dem Krieg haben wir sicher auch ein paar künstliche Organe, dann passt wenigstens alles zusammen“, meinte der Captain mit einem Anflug von Zynismus. „Allerdings mussten die Raumfahrer in alter Zeit viel länger in Blechbüchsen aushalten, die wesentlich unkomfortabler waren, als die DEFENDER.“

„Ja, gegen Neil Armstrong sind wir Sternenflottenoffiziere sind ganz schön verweichlicht“, erwiderte Marc selbstironisch. „Wir sind kein Tiefenraum-Forschungsteam, keiner von uns war so lange ohne Unterbrechung an Bord ...“

„Dann müssen wir das Beste daraus machen“, meinte Lairis. Beim Widerstand hatte sie sich angewöhnt, unter freiem Himmel zu schlafen, so dass ihr die künstliche Umgebung manchmal fast unerträglich war. Aber sie war die Letzte, die sich gehen lassen durfte. „Sehen wir es mal so: Neil Armstrong hatte kein Schiff, das sich drei Mal am Tag selbst reinigt“, fügte sie mit einem halben Lächeln hinzu.

Jerad warf ihr einen besorgten Blick zu. „Du scheinst dir ja sehr sicher zu sein, dass es zum Krieg mit dem Dominion kommt.“

„Nach den Daten, die wir in letzter Zeit gesammelt haben, fürchte ich, es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis sie zum Marsch auf den Alpha-Quadranten blasen“, entgegnete Lairis düster.

„Ein paar Mitglieder der Crew sind der Meinung, wir sollten die Gelegenheit zu einem Erstschlag nutzen. Du weißt schon: zur Heimatwelt der Wechselbälger fliegen, ein paar Antimaterie-Bomben abwerfen ...“

„Erzähl mir nicht, ihr habt heute rausgefunden, wo sich die neue Heimat oder Wechselbälger befindet“, erwiderte sie spöttisch und deutete dabei auf den neuen Stapel mit PADDs. „Ich kann mir schon denken, wer solche abstrusen Vorschläge macht.“ Sie runzelte die Stirn. „Ganz abgesehen davon, dass ich keinen Völkermord unterstütze, ist die Sache schon einmal gründlich

nach hinten losgegangen! Obwohl der Obsidianische Orden und der Tal'Shiar ein ‚paar‘ Schiffe mehr zur Verfügung hatten, als wir.“

„Ich würde das nicht als ernsthaften Vorschlag bezeichnen, ich habe nur ein Gespräch am Mittagstisch aufgeschnappt“, gab Jerad zurück.

Marc wandte sich vom „Fenster“ ab und grinste. „Captain, wenn Sie sich nach Dreck sehnen, kann ich Ihnen gern Misty ausborgen. Im Reinigungsprogramm des Schiffes scheint nämlich Katzenkotze nicht vorgesehen zu sein.“

Lairis grinste zurück. „Dann sollte das Programm überarbeitet werden.“

„Dazu werde ich demnächst keine Zeit haben“, erwiderte der Ingenieur missmutig.

„Was wollen Sie damit andeuten?“, fragte die Kommandantin alarmiert.

„Ein Emitter der Tarnvorrichtung ist gestern für zehn Sekunden ausgefallen.“

„Wir waren also zehn Sekunden ungetarnt?“, hakte sie scharf nach. Mitten in feindlichem Gebiet konnte selbst diese kurze Zeitspanne der Verwundbarkeit tödlich sein.

„Es ist mir gelungen, den Ausfall zu kompensieren“, beruhigte sie Lieutenant van de Kamp. „Allerdings fürchte ich, die Tarnvorrichtung fängt bald richtig an, zu spinnen. Sie ist nun mal nicht für wochenlangen Dauergebrauch ausgelegt.“

Lairis unterdrückte einen höchst ordinären Fluch. „Versuchen Sie, eine Lösung zu finden. Falls es nicht gelingt, die Tarnvorrichtung zu stabilisieren, brechen wir die Mission ab“, entschied sie.

„Ich fürchte, dann kriegen wir richtig Ärger“, gab Jerad zu bedenken. „Wir haben ausdrückliche Order für eine drei-monatige Scoutmission im Gamma-Quadranten!“

„Die Admirals mögen ja zuweilen unflexibel sein, aber es ist bestimmt nicht in deren Interesse, dass wir vier Wochen ohne Tarnung durch Dominionsgebiet fliegen!“

„Da hast du wohl Recht“, lenkte Jerad ein und Marc nickte zustimmend.

„Und welche ...“ Sie biss sich auf die Unterlippe. „Herausforderungen erwarten uns sonst noch?“, fragte Lairis mit Blick auf die Berichte, die ihr Erster Offizier überbracht hatte.

„Eine neue Dominion-Flottenwerft im Argales-System, verstärkte Jem'Hadar-Präsenz im Grenzbereich von Sektor 82 ...“

Als er seinen leeren Kaffeebecher auf ihrem Schreibtisch abstellen wollte, warf sie ihm einen vernichtenden Blick zu.

„Was ist?“, fragte er unschuldig.

„Auf meinem Tisch steht nirgendwo ‚Geschirrrückgabe!‘“, wies sie ihn zurecht. „Seit du vereinigt wurdest, lässt du überall deine dreckigen Tassen herum stehen! Ich fürchte, du würdest sie sogar unabgewaschen zurück in den Schrank stellen, wenn es keine Replikator gäbe! Egal, welcher ehemalige Wirt dafür verantwortlich ist – ruf ihn bitte zur Ordnung!“

„Parim, fürchte ich.“ Der Trill kratzte sich verlegen am Hinterkopf.

„Ich schätze, Parim hatte Dienstboten, die ihm alles hinterher geräumt haben“, bemerkte die Kommandantin ironisch.

„Da ist was dran“, räumte er ein. „Aber falls es dich tröstet: ab und zu bricht auch die Aila in mir durch, dann kriege ich einen Putzfimmel oder sortiere meine Datenpads nach Farbe und Größe.“

„Sie können sich gern meine PADDs vornehmen, sobald Aila mal wieder hervorschaut“, scherzte Marc. „Aber danach lassen Sie bitte Vijana heraus, damit sie auch nach Inhalt sortiert werden.“

Ein kleines Lächeln zuckte um die Lippen des Captains. Sie war über die früheren Wirte ihres Ersten Offiziers bestens im Bilde, daher wusste sie auch, dass Vijana Aila Kayns Cheffingieurin gewesen war und nach einem Unfall den Symbionten ihres Captains übernommen hatte.

„Sie können wegtreten“, befahl sie den Männern.

Van de Kamp nickte und verließ den Raum.

Jerad wandte sich noch einmal um und schmunzelte. „Ilana, falls du dich ein bisschen von der Arbeit ablenken willst – wir treffen uns nach Feierabend auf dem Holodeck und rüsten für die große Schlacht gegen das Imperium.“

„Und das soll mich von meiner Arbeit ablenken?“ Lairis hob die Augenbrauen. „Das klingt ganz nach meiner Arbeit.“

„Ja, aber mit Lichtschwertern!“ Jerad grinste.

„Lass mich raten: Einer dieser Mottenkisten-Fantasy-Romane von Prescott.“

„Ursprünglich war es ein Kinofilm, aber mit allem anderen liegst du richtig.“ Jerad sah sie treu an. „Glaub mir, das macht einen Riesenspaß und du wärst eine Augenweide als Prinzessin Leia.“ Er verschwieg geflissentlich die bevorstehende Szene mit dem Monsterwurm der Kette und dem Sklavinnenoutfit. Sicher konnten sie das weglassen, obwohl Prescott enttäuscht wäre.

„Und welche Helden in Strumpfhosen spielt ihr?“, fragte Lairis mit skeptischer Miene.

„Marc wäre dein Bruder, Prescott dein Geliebter und ...“ Nun beugte er sich herab und raunte ihr mit grollender Stimme ins Ohr. „ICH BIN DEIN VATER!“

Sie fuhr in gespielter Entsetzen zurück. „Hast du noch ein paar Berichte für mich? Am besten solche, die mich bis morgen früh beschäftigen.“



Die U.S.S. DEFENDER glitt majestätisch durch das schwarze All. Die Gegend schien friedlich, ja geradezu ausgestorben. Eine geisterhafte Ruhe, die Fähnrich Vixpan frösteln ließ. Nichts deutete darauf hin, dass sie sich mitten im Gebiet des Dominion befanden. Nichts bis auf dieses unheilvolle Kribbeln in Vixpans Magengrube. Ein Gefühl, als würde man nachts durch einen dunklen, einsamen Park laufen ...

Vixpans Fell sträubte sich leicht. Selbst, als er die Offiziersmesse betrat, wurde er das beklemmende Gefühl nicht los. Es nahm sogar zu, was vielleicht daran lag, dass der Raum mit Offizieren und Crewmen aus Edwardsons alter Truppe bevölkert war. Captain Philipp Edwardson, der frühere Kommandant der DEFENDER, war ein loyaler Anhänger von Admiral Layton gewesen. Das würde früher oder später zum Problem werden. Lairis hatte nach der Übernahme der DEFENDER zwar ihre Führungsoffiziere selbst aussuchen können, jedoch nicht die gesamte Crew. Vixpan ging diesen Leuten aus dem Weg, wann immer es möglich schien. Er war ein ziemlich harmoniesüchtiges Lebewesen und die abschätzigen Blicke der anderen gingen ihm leicht unter den Pelz.

Daher schritt er stur geradewegs auf den Replikator zu, bestellte sich einen großen Salat und blickte sich nach einem freien Platz um. Besser gesagt, nach einem freien Tisch. Freie Plätze gab es überall, doch die Gesellschaft war nicht nach seinem Geschmack. Er konnte zwar nicht behaupten, dass ihn diese Leute wissentlich ärgerten – meistens ignorierten sie ihn einfach, redeten notgedrungen mit ihm, wenn es der Dienst erforderte, und ansonsten redeten sie über ihn. Letzteres bildete er sich jedenfalls ein.

„Ich würde an deiner Stelle ordentlich kauen – sonst keimen die Körner noch in deinem Magen und dir wächst eines Tages ein Farn aus dem Hals“, schnurrte ihm eine wohlbekannte Stimme ins Ohr.

Vixpan drehte sich um und blickte direkt in ein ebenmäßiges Katzengesicht, bedeckt von schwarzem, seidigem Pelz.

„Ich bin froh, dich zu sehen, M'Rass“, entgegnete er anstelle einer neckischen Antwort.

Ensign M'Rass gehörte zu einer fünfzehn Mann starken Abordnung von Wissenschaftlern, die für den Einsatz im Gamma-Quadranten auf der DEFENDER stationiert waren. Das Sternenflottenkommando war zu dem Schluss gekommen, dass ein aus der Phase geschobenes Schiff, welches durch eine verbotene Region der Galaxis flog, neben militärischer Aufklärung auch einmalige Gelegenheiten zur Forschung bot.

Vixpan bedauerte sehr, dass M'Rass' Abordnung nur auf dreieinhalb Monate befristet war, denn die Caitianerin, deren Humor fast so schwarz war, wie ihr Fell, hatte sich schnell in sein Herz geschnürt. Obwohl er – wie sie scherzhaft anmerkte – aussah wie etwas, das ihre Spezies in grauer Vorzeit gejagt und verspeist hätte. „Wir ‚Pelztiere‘ müssen zusammenhalten“, erklärte sie. „Vielleicht schaffen sie ja eines Tages den Uniformenzwang für uns ab.“

Daran glaubte Vixpan nicht wirklich, dennoch war er froh, die Freundschaft der Caitianerin gewonnen zu haben.

„Ich gehe nicht davon aus, dass ein repliziertes Samenkorn keimt“, meinte er. „Aber weißt du, was mir fehlt? Gras! Richtiges, echtes Gras von einem richtigen, echten Planeten!“ Vixpan meckerte leise und sehnsuchtsvoll. „Den Geruch des Heus in die Nase steigen lassen ... das Grasbüschel mit den Zähnen packen, genüsslich wiederkäuen ...“

„Bei mir rufst du damit höchstens einen Würgreflex hervor“, erwiderte die Caitianerin trocken.

„Nicht nur bei Ihnen, schwarze Miezekatze“, mischte sich eine spöttische weibliche Stimme ein.

Sie gehörte einer menschlichen Sicherheitsoffizierin, die – wie sollte es auch anders sein – ursprünglich von Captain Edwardson angeheuert worden war. Die junge Frau strich sich die kinnlangen blonden Haare hinter die Ohren und verzog angewidert das Gesicht. Ihre beiden Begleiter – ein blasser männlicher Mensch, der erst im letzten Jahr die Akademie verlassen hatte, und ein Andorianer in Rang eines Lieutenant JG – tauschten vielsagende Blicke und grinsten. Dann gingen sie ihres Weges. Der Andorianer flüsterte der Blondine etwas zu, das Vixpan nicht verstand.

Wohl aber M'Rass, die ein schärferes Gehör besaß, als die meisten Humanoiden.

„Ihr hättet sehen sollen, wie der Ziegenbock letztens auf einem Briefing des Captains angaloppiert kam und ihm hing das Heu noch im Fell“, lästerte der Tharev.

„Echt?“, gluckste der junge, blasse Mann.

„Was hat der Captain dazu gesagt?“, fragte die blonde Frau pikiert.

Bevor der Andorianer antworten konnte, hatte M'Rass das Trio bereits eingeholt. Der zierliche Axanati weckte unwillkürlich ihren Beschützerinstinkt. So gutmütig und wenig schlagfertig, wie er leider war, wirkte er auf Raubtiere wie diesen Andorianer und sein Gefolge wie das geborene Opfer.

„Wenn alle ordentlich ihre Arbeit machen, kann Ihnen das doch egal sein“, fauchte sie im Vorbeigehen.

Tharev wandte sich um und baute sich drohend vor ihr auf, die Antennen leicht nach innen gebogen. „Erstens hat Ihnen niemand erlaubt, unsere Gespräche zu belauschen ...“

„Ich kann nichts dafür, dass ich gute Ohren habe“, konterte die Caitianerin.

Tharev raunte gefährlich leise: „Ihr Problem! Wenn Sie meinen, dass Sie für den gehörnten kleinen Feigling dort die Leibwächterin spielen müssen ...“

M'Rass hatte im wahrsten Sinne des Wortes ihre Krallen ausgefahren, die Ohren angelegt und positionierte sich in Kampfstellung. „Sie können froh sein, dass wir diese Uniformen tragen und dass wir hier nicht auf Cait sind ...“ Auch M'Rass Stimme war nicht viel mehr als ein Zischen.

„Aber wenn Sie meinen Freund noch mal einen Feigling nennen, gibt es eine Schönheitsoperation!“ Mit diesen Worten hielt sie ihre messerscharfen Krallen drohend in Gesichtshöhe.

„Feigling“ gehörte auf Cait zu den schlimmsten Beleidigungen nach „Hundesohn“.

Der Andorianer lachte abfällig, doch seine Antennen bogen sich ruckartig weiter nach innen – ein untrüglichen Zeichen, dass ihn die Dreistigkeit von M'Rass langsam zur Weißglut trieb. „Sie können froh sein, dass das hier kein Andorianisches Schiff ist – sonst würden Sie längst mit Ihrem Schwanz an einem Lüftungsgitter hängen“, grollte er.

Seine beiden menschlichen Begleiter kicherten.

Bevor M'Rass etwas erwidern konnte, winkte er die zwei Ensigns heran und bemerkte befehlsgewohnt: „Gehen wir. Hier stinkt's nach Ziegenstall.“

Die höheren Gehirnfunktionen der Caitianerin setzten in diesem Moment aus. Adrenalin schoss durch M'Rass' gesamten Körper. Ihre Muskeln spannten sich an, verhärteten sich, getrieben von einem archaischen Instinkt, der die Caitianer in alter Zeit zu gefährlichen Jägern und Kriegerern machte.

Als sie den Andorianer fauchend ansprang, war ihr Körper ein schwarzer pelziger Torpodo, der – von einer unsichtbaren Macht abgeschossen – den Gegner mit der vollen Wucht der Überraschung traf.

Der Andorianische Lieutenant taumelte rücklings gegen den Replikator, Vixpan und eine junge Frau in blauer Uniform sprangen mit einem leisten Schrei aus dem Weg.

Nach und nach näherten sich die übrigen Mittagsgäste mit teils neugierigen, teils besorgten Mienen. Die beiden menschlichen Freunde des Andorianers riefen die Sicherheit, nachdem die blonde Frau den jungen Mann am Kragen gepackt hatte, als dieser sich mit hochrotem Kopf in die Prügelei stürzen wollte.

Die Antennen des Andorianers vollführten einen wilden Tanz, der unerwartete Zusammenprall mit M'Rass presste ihm zunächst die Luft aus den Lungen. Doch er fing sich schnell, packte die Caitianerin beim Hals und schleuderte sie zu Boden. Ihre Krallen, die sich in seiner Uniform verankert hatten, rissen ihm das Oberteil vom Körper.

Aber M'Rass' Niederlage währte nicht länger als eine Sekunde – schon schnellte die Caitianerin wieder vor. Augenblicke später wälzte sich ein blau-schwarzes knurrendes, fauchendes Knäuel am Boden.



Wenige Minuten zuvor vorher saßen Jeremy Prescott und Marc van de Kamp noch bei Sandwiches und Cola in Prescotts Büro und genossen ihre Mittagspause.

„Weißt du, was ich letzte Nacht geträumt habe?“, nuschelte Prescott zwischen zwei Bissen.

„Was denn?“, fragte Marc ohne großes Interesse.

„Ich saß in meinem Quartier und habe gelesen. Irgendwie bekam ich Appetit auf ein Kühles Blondes. Ein richtiges altmodisches Bier aus der Flasche. Also hab ich mir eins repliziert, öffnete die Flasche und darin schwamm ein – halt dich fest – ein lebender Guppy.“

„Ein Guppy?!“, van de Kamp grinste.

„Ja, ein Guppy, ein *Lebistes reticulatus*, ein kleines Fischlein mit einem hübschen bunten Schwanz.“

„Ich weiß, was ein Guppy ist“, entgegnete Marc. „Wobei mir der lateinische Name nicht eingefallen wäre. Hut ab!“

„Ich hatte mal versucht, eine Meeresbiologin zu beeindrucken.“

„Ach so.“ Marc warf seinem Freund einen vielsagenden Blick zu. „Und was hast du mit dem Fisch gemacht?“

„In ein Glas mit sauberem Wasser gespuckt, damit er sich von seiner Alkoholvergiftung erholen kann.“ Prescott lächelte schief. „Was wohl Doktor Freud dazu sagen würde?“

Marc erwiderte sein Grinsen. „Ist doch klar: Alle länglichen Objekte symbolisieren einen Penis.“

Prescott fuhr in gespielter Empörung hoch. „Willst du damit andeuten, mein Bestes Stück hätte die Größe eines Guppy?“

Bevor seinem Freund eine angemessene Antwort einfiel, ging der Sicherheitsalarm los.

„Bin schon unterwegs“, verkündete Prescott. Er ließ die Reste seines Essens stehen, überprüfte schnell die Einstellungen seines Phasers und spurtete los.

Van de Kamp hatte Mühe, ihm zu folgen. Eigentlich hätte er Prescott nicht folgen müssen, schließlich war er kein Sicherheitsoffizier – aber er war einfach neugierig.

Sicherheitsalarm aus der Offiziersmesse? Wie konnte es dazu kommen?

Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Eindringling an Bord gelangen konnte, schien verschwindend gering, solange die DEFENDER getarnt war.

Also die eigene Crew? Ein Teil von ihm weigerte sich, das zu glauben, der andere Teil hatte es schon lange geahnt.

Als sie sich einen Weg durch die ratlose Menge vor dem Replikator in der Messe bahnten, fiel Marcs Blick auf eine Caitianerin, die mit ihren Krallen auf einen Andorianer aus Prescotts Truppe einhieb. Dem Mann gelang es meistens, blitzschnell auszuweichen und seinerseits mit den Fäusten auszuteilen.

„Lieutenant Tharev?“, stieß Prescott fassungslos hervor, als er seinen zweiten Stellvertreter erkannte.

„Tja, stell dich nie zwischen einen Caitianer und sein Essen“, gab Marc trocken hinzu.

Prescott nahm ihn gar nicht wahr. Mit Hilfe einiger anderer Sicherheitsoffiziere gelang es schließlich, die beiden „Streithähne“ auseinander zu reißen und jeden einzeln gegen die Wand zu drücken.

„Zum Kuckuck, ihr seid Sternenflottenoffiziere und keine Waldschrate von Kolonieplaneten Absurdistan!“, explodierte Prescott inmitten der unnatürlichen Stille nach dem Kampfgeschrei. „Kann mir jemand verraten, was diese Kindergartenaufführung soll?“

„Diese tollwütige Katze wollte mich in Stücke reißen“, brachte der Andorianer mühsam heraus. Er blutete aus mehreren Kratzwunden, seine Antennen waren soweit nach innen gebogen, dass sie sich fast verknoteten.

M'Rass sagte gar nichts, sie atmete nur schwer. Ihr Fell war aufgeplustert, die Schnurrhaare gestäubt, die Ohren angelegt. Ihr Schwanz peitschte, ihr Blick war wild und von keinerlei Vernunft getrübt.

Vixpan blickte beschämt von einem zum Anderen.

„In mein Büro – alle beide!“, ordnete Prescott im Kasernenton an.

Die tuschelnde, raunende Menge von Schaulustigen zerstreute sich langsam.



„Ich versuche mich gerade zu erinnern, wann sich gestandene Offiziere der Sternenflotte das letzte Mal dermaßen daneben benommen haben!“, herrschte Prescott seine beiden Gefangenen an. „Offen gestanden, fällt mir kein Vorfall ein, bei dem nicht irgendwelche fremden Wesen,

giftige Sporen oder andere mildernde Umstände beteiligt waren.“ Der Sicherheitschef verschränkte die Arme vor der Brust, erdolchte erst Tharev und dann M'Rass mit seinen Blicken. Es war ihm deutlich anzusehen, wie wütend und enttäuscht er war. „Vor allem Sie, Lieutenant Tharev! Ein Sicherheitsoffizier sollte mehr Vernunft besitzen!“

„Es war Notwehr“, verteidigte sich Tharev. Sein Blick streifte M'Rass voller Verachtung. „Sie hat mich angegriffen!“

M'Rass' Rückgrat und Schwanz krümmten sich synchron.

„Ist das wahr, Fähnrich?“, fragte Prescott die Caitianerin scharf.

„Ja, Commander“, antwortete sie. Es kostete sie sichtlich Überwindung, dem Sicherheitschef in die Augen zu schauen.

Prescott beugte sich vor, stützte beide Arme auf der Tischplatte ab und taxierte die Caitianerin mit einem drohenden Blick. „Was ist Ihre Erklärung, Fähnrich?“

„Lieutenant Tharev hat Fähnrich Vixpan beleidigt. Er nannte ihn einen Feigling, was bei meinem Volk zu den schlimmsten Beleidigungen zählt. Da ist es bei mir einfach ... ausgehakt. Ich kann mich nicht einmal mehr genau erinnern, was danach passiert ist.“

Der Andorianer schnaubte. „Das kann ich dir sagen: Du hast meine Uniform zerrissen und beinahe auch mein Gesicht.“

Prescott wandte sich um. „Sie haben also einen Kameraden beleidigt?“, fragte er scharf.

„Habe ich nicht.“

„Dazu werde ich Augenzeugen befragen“, erwiderte der Sicherheitschef ungerührt.

„Die Katze übertreibt gewaltig“, murmelte der Andorianer.

„Das beurteile ICH und sonst niemand hier!“ Prescott war mit drei schnellen Schritten bei ihm. Weniger als ein halber Meter trennte ihn von Tharev und er musste sich schwer beherrschen, seinen Untergebenen nicht am Kragen zu packen und durchzuschütteln. „Also, was haben Sie über Fähnrich Vixpan gesagt?“, bohrte er unerbittlich nach.

„Dass ihm noch das Heu im Fell hing, als er letztes Mal zum Briefing erschienen ist“, antwortete der Andorianer widerwillig.

Prescotts Miene verfinsterte sich noch mehr. „Und das war alles?“

„Ja“, brummte Tharev.

„Nein“, fauchte M'Rass.

„Sie beide bleiben in Ihren Quartieren, so lange bis die Untersuchung abgeschlossen ist“, beschloss Prescott. „Aber Sie ...“ Nun deutete er auf Tharev. „... sind auf jeden Fall für den Rest der Gamma-Mission suspendiert.“

„Das ist nicht fair!“, protestierte Tharev, während sich seine Hände zu Fäusten ballten und die Fühler sich nach innen verbogen.

Prescott näherte sich ihm auf dreißig Zentimeter und starrte ihm in die Augen, ohne zu blinzeln. „Lieutenant, wenn Sie meinen, alles besser zu wissen, als Ihre Vorgesetzten, dann werden Sie unsterblich und versuchen es als Q! Auf diesem Schiff sind Sie mit der Einstellung fehl am Platz! Falls Sie das nicht kapieren, dann verpasse ich Ihnen einen Tritt, der Sie mit Warp sechs in die nächste Raumanomalie befördert! Haben wir uns verstanden?“

„Ja, Sir“, erwiderte Tharev gepresst. Seine Kieferknochen traten deutlich hervor.

Dann nahm der Sicherheitschef M'Rass ins Visier: „Für Sie gilt das Gleiche, wenn Sie nicht lernen, Ihre Krallen im Zaum zu halten! Wegtreten, alle beide!“

M'Rass kam der Aufforderung nur zu bereitwillig nach. Tharev folgte ihr mit grimmiger Miene. Jeweils zwei Sicherheitsoffiziere begleiteten sie in den Wohntrakt.

Prescott nahm sein halb gegessenes Sandwich und warf es in den Müll.



Als Prescott eine halbe Stunde später im Bereitschaftsraum der Captains saß, um Bericht zu erstatten, studierte die Bajoranerin mit nachdenklicher Miene die Akten, die der Sicherheitschef ihr überspielte.

„Hm, diese M'Rass ist schon auf der Akademie mit anderen Kadetten aneinander geraten und hat gerne ihre Ausbilder gereizt. Allerdings nie so schlimm, dass Disziplinarmaßnahmen gegen sie nötig geworden wären.“

„Das sah vor ihrer Zeit bei der Sternenflotten anders aus“, erwiderte Prescott. „Als sie beim Max-Planck-Institut angefangen hat, soll sie dort wahrhaftig ihrem Professor an die Gurgel gegangen sein. Allerdings muss man bedenken, dass Caitianer im Durchschnitt erst mit zwanzig geschlechtsreif werden und das Hormonungleichgewicht bis zu zehn Jahre andauern kann.“ Prescott warf kurz einen Blick in die Akte der Caitianerin. „Mit vierundzwanzig hat sie auf der Akademie eingeschrieben. Vielleicht war sie da schon ein bisschen ruhiger.“

Lairis blickte erstaunt auf. „Zehn Jahre? Das bedeutet, unser Kätzchen ist gewissermaßen noch in der Pubertät? Dann kann man sie vielleicht nicht in vollem Maße verantwortlich machen.“ Die Kommandantin packte das PADD auf einen gut fünfzig Zentimeter hohen Stapel mit anderen Berichten und sah ihren Sicherheitschef durchdringend an. „Dennoch ... M'Rass ist keine Kuschelkatze, Commander. Caitianer stammen von Raubtieren ab, früher haben sie erbitterte Kriege um ihre wenigen Jagdgründe geführt und sich gegenseitig fast ausgerottet. Sie alle haben mehr oder weniger gewalttätige Impulse und müssen lernen, diese zu kontrollieren. Aber ich weiß von Jerad, dass M'Rass die netteste und umgänglichste Person ist, solange sie niemand ärgert. Und ihren Freunden gegenüber ist sie loyal bis zum bitteren Ende. Sagt jedenfalls mein Erster Offizier und ich verlasse mich auf sein Urteil.“

„Jerad kennt sie?“, wunderte sich Prescott.

Ein Schatten huschte über die Miene des Captains. „Sie war Kilaris beste Freundin auf der Akademie.“

„Verstehe“, entgegnete Prescott dumpf. „Trotzdem sollte sie nicht ungeschoren davon kommen.“

Lairis blickte ihren Sicherheitschef finster an, doch dann lächelte sie schief. „Geschoren dürfte sie ziemlich grotesk aussehen. Das wollen wir ihr doch nicht antun. Ein paar Tage Arrest dürften genügen. Wie viele, entscheidet das Ergebnis der Untersuchung. Außerdem soll sich Counselor T'Liza um sie kümmern, damit sie ihr Temperament besser in den Griff kriegt. Am besten mit ein paar vulkanischen Kohlinar-Tricks.“

„Counselor T'Liza wird noch einiges zu tun kriegen. Die Situation zerrt an unser aller Nerven“, meinte Prescott. „Was machen wir mit Tharev?“

„Auch das werden wir entscheiden, wenn die Untersuchung abgeschlossen ist. Aber bis auf Weiteres bleibt er vom Dienst suspendiert“, entschied Lairis. „Leiten Sie eine Ermittlung wegen Beleidigung eines Schiffskameraden und übler Nachrede ein.“

„Sie wollen ihn nicht einbuchten?“, hakte der Sicherheitschef nach.

„Dafür habe ich im Moment keine Handhabe, Commander“, gab die Bajoranerin frustriert zurück. „Seine Aussage steht gegen die von M'Rass, die selber zugibt, dass sich ihr Verstand ausgeklinkt hat. Dass Tharev sie zur Weißglut getrieben hat, glaube ich gerne. Aber wer weiß, ob sie sich korrekt erinnert ...“

„Eine Gedankenverschmelzung mit T'Liza soll bei Erinnerungsschwierigkeiten Wunder wirken“,

bemerkte der Sicherheitschef trocken.

„Da müsste M'Rass aber einverstanden sein“, hielt Lairis dagegen. „Fakt ist bis jetzt: Sie hat die Prügelei angefangen, Tharev hat sich nur verteidigt. Ich darf nicht mit zweierlei Maß messen, nur weil mir der blaue Schnösel unsympathisch ist.“

Prescott grinste flüchtig. „Ich verstehe. Falls die Katze kein Bedürfnis nach einem telepathischen Hotlink zur Counselor hat, bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als die Freunde und Bekannten Tharevs auszufragen, um herauszufinden, ob er eine systematische Hetzkampagne gegen die Führungsoffiziere betreibt.“

„Tun Sie das“, stimmte der Captain zu. „Allerdings fürchte ich, diese Leute werden nicht die Wahrheit sagen.“

Prescott lächelte zuversichtlich. „Überlassen Sie das mir. Ich wäre ein schlechter Sicherheitschef, wenn ich nicht wüsste, wen ich wie befragen muss, um die richtigen Informationen raus zu kitzeln.“

„Aber lassen Sie die klingonischen Schmerzstäbe im Schrank ... vorerst“, konterte Lairis mit einem Augenzwinkern.

Prescott wusste, wie er den Humor seines Captains nehmen musste, und lächelte nur schief.

„Sie können wegtreten“, entschied Lairis. „Und schicken Sie Vixpan rein.“

„Aye“, erwiderte Prescott und verließ den Raum.

Allein, inmitten ihrer Stapel von Datenpadds, umrahmt von exotischen Grünpflanzen, die das kalte, stylische Glas- und Chrom-Interior allmählich mit ihren Ablegern überwucherten, massierte Lairis leise stöhnend ihre Schläfen. Eine fiese Migräne hämmerte mit Eispickeln von innen gegen ihren Schädel, seit die DEFENDER in den Gamma-Quadranten aufgebrochen war. *Die Jem'Hadar formieren sich, die Tarnvorrichtung spinnt, und nun prügeln sich auch noch meine Offiziere! Wenn das kein Grund für eine Midlife Crisis ist ...*

Das Läuten des Türmelders verjagte des Captains Anflug von Selbstmitleid.

„Herein“, sagte sie und Fähnrich Vixpan trat mit erwartungsvoller Miene durch die Tür.

„Sie wollten mich sprechen, Captain?“

„Setzen Sie sich.“ Lairis Ilana deutete auf die marineblaue Sitzgarnitur unter dem „Fenster“ hinter ihrem Schreibtisch. Die silberblauen Dolden des rigelianischen Sonnentau schnappten erfolglos nach ihrer Hand, als sie sich erhob und ihrem Kommunikationsoffizier in die „Kuschelecke“ folgte. So nannte sie scherzhaft die kleine Sitzgruppe mit Couchtisch, die neuerdings zur Ausstattung eines jeden modernen Bereitschaftsraumes gehörte.

„Ich muss wissen, wie es dazu kommen konnte, dass sich gestandene Offiziere auf meinem Schiff gegenseitig die Augen auskratzen“, begann sie mit finsterer Miene.

Vixpan schilderte den Vorfall noch einmal aus seiner Sicht, doch er sah, dass er seinem Captain nicht wirklich weiterhelfen konnte.

Lairis beobachtete die vorbeiziehenden Sterne auf dem Fiktivfenster über der Couch, als suchte sie dort draußen Rat. „Dass die Führungsoffiziere und ich immer alles mitbekommen, was sich bei den unteren Rängen abspielt, wäre aus meiner Sicht zu viel verlangt“, sinnierte sie. „Ich stehe auch auf dem Standpunkt, dass Sie persönliche Probleme unter sich klären sollten ... wenn es irgendwie geht. Aber falls es nicht mehr geht, sollte wenigstens die Counselor informiert werden.“ Nun blickte sie dem jungen Axanati ernst in die Augen. „Waren Sie bei T'Liza, Fähnrich?“

Vixpan schüttelte den Kopf. „Das schien mir nicht nötig, Ma'am.“

„Nicht nötig??? Tharev hat Sie beschimpft und es gab eine Prügelei!“, erwiderte die Bajoranerin scharf. „Verdammt, ich frage mich, was da unter der Oberfläche brodelt! Einerseits

weiß ich, dass sich meine und Edwardsons Leute nicht unbedingt lieb haben – andererseits konnten alle Beteiligten damit umgehen wie Profis, und der Schiffsbetrieb lief ohne Probleme. Bisher.“ Nun blickte sie den Axanati eindringlich an. „Bitte sagen Sie mir ehrlich, ob dieser Eindruck falsch ist!“

„Nein, er ist nicht falsch, Captain“, erwiderte Vixpan aufrichtig. „Niemand hat mich bis dato verbal angegriffen oder gemobbt, falls Sie darauf hinaus wollen. Ich merke zwar, dass die Edwardson-Fraktion nichts mit mir zu tun haben will, und ich reagiere über die Maßen empfindlich auf Disharmonien innerhalb der Herde ... ähm, Crew ... aber das ist eine Eigenart meiner Spezies. Kein Fall für den Counselor.“ Er hob den Blick und seine Ohren drehten sich nach vorn. „Auch keine Sache, wegen der Sie sich Vorwürfe machen sollten, Captain.“

„Ich merke Sie als Counselor vor, falls T'Liza sich irgendwann anders orientieren sollte“, scherzte Lairis. In der Tat wollte sie nicht zu diesen abgehobenen Vorgesetzten gehören, die keinen Schimmer hatten, was ihre Untergebenen bewegte. Vixpan hatte ihre Sorge sehr schnell durchschaut. „Die Sticheleien gegen Sie und M'Rass waren also der erste Vorfall dieser Art?“, hakte die Bajoranerin nach.

„Ja. Der erste, vom dem ich weiß“, antwortete Vixpan.

Das beruhigte Lairis – doch die Frage, welcher Pah-Geist in Tharev und M'Rass gefahren sein mochte, beschäftigte sie nach wie vor.

Kapitel 2: Gewissensfragen

M'Rass marschierte vor dem Kraftfeld in ihrer Zelle auf und ab wie ein Panther im Käfig. Der Vergleich war gar nicht so abwegig, denn mit ihrem geschmeidigen Körper und dem glänzenden schwarzen Fell glich die Caitianerin in der Tat einem Panther – und diese Zelle war ihr Käfig. Kraftfeld, Gitter – wo lag da der Unterschied? Die kalten, grauen Wände drohten sie zu erdrücken, die Barriere flirtete gefährlich und mahnte, dass man sich besser nicht dagegen warf. M'Rass konnte dem Drang kaum widerstehen. Wie alle Caitianer hasste sie Gefangenschaft. Sie saß gerade mal eine Stunde in diesem Kabuff und war schon kurz davor, durchzudrehen. Ihr Schwanz bewegte sich unruhig, zeichnete missglückte Kreise in die Luft. Sie fuhr die Krallen immer wieder ein und aus, ihre Muskeln zitterten vor Anspannung, ihr Atem ging stoßweise. Man merkte, dass dieses Schiff von Humanoiden konstruiert worden war – Humanoiden, die ihren Gefangenen keinerlei Privatsphäre zubilligten.

Wenigstens hatte sie ein Kratzbrett mitnehmen dürfen.

Dieser verfluchte blaue Mistkerl! Die Caitianerin war froh, dass Prescott ihn in seinem Quartier unter Arrest gestellt hatte, denn sonst würde er in der Zelle gegenüber hocken und sich über sie lustig machen. In diesem Fall, glaubte M'Rass, würde sie tatsächlich die Kontrolle verlieren und sich gegen das Kraftfeld werfen, bis es entweder nachgab, oder – was sehr viel wahrscheinlicher war – ihr Körper von den Stromstößen niedergestreckt wurde. Dann käme sie wahrscheinlich in die geschlossene Abteilung der Krankenstation, was keine Verbesserung wäre.

Das Geräusch von Schritten auf dem Gang ließ ihre sensiblen Ohren augenblicklich herumfahren. Eine schlanke, dunkelhaarige Frau näherte sich ihrer Zelle, blieb vor dem Kraftfeld stehen und musterte sie forschend. An ihrem blauen Kragen erkannte M'Rass, dass es sich nicht um eine Sicherheitsoffizierin handelte.

Nein, viel schlimmer: das war Commander T'Liza, die Schiffscounselor.

In den gesamten achtundzwanzig Jahren ihres Lebens hatte M'Rass noch nie die Dienste eines Psychologen in Anspruch genommen. Wozu auch? Sie mochte ihr Temperament nicht immer unter Kontrolle haben, aber sonst war alles in Ordnung mit ihr.

„Langes Leben und Frieden, Fähnrich M'Rass“, grüßte die Vulkanierin.

M'Rass fauchte, worauf T'Liza amüsiert die Augenbrauen hob. „Sie erinnern mich gerade an die Katze meines Freundes Ernesto. Er war Botschafter der Erde auf Vulkan, als ich noch ein kleines Mädchen war. Seine Katze war ein richtiger schwarzer Teufel, wie es die menschliche Tierärztin auszudrücken pflegte. Wir haben Sie jedes Mal eine halbe Stunde lang durch die Wohnung gejagt, bis sie irgendwann in der hintersten Ecke auf dem Kleiderschrank saß und die Ärztin eine Leiter holen musste, um sie zu impfen. Danach sprang sie mit einem koketten Blinzeln vom Schrank und stolzierte siegesgewiss in die Küche, um zu fressen. Von Panik keine Spur mehr. Sie wusste, dass sie ihrem Schicksal nicht entgehen konnte – aber es war Ehrensache, ihren Peinigern wenigstens einen guten Kampf zu liefern.“ Eine winzige Andeutung eines Lächelns zuckte um ihre Lippen. „Am wildesten hat sie sich aufgeführt, wenn Ernesto sie auf Reisen mitnehmen wollte und sie in einen sogenannten Katzentransportbehälter musste ...“

„Nun, ich habe mich bereits widerstandslos in meinen Transportbehälter stopfen lassen, oder?“, konterte die Caitianerin.

Nun schmunzelte die Vulkanierin unverkennbar, was M'Rass irritierte. „Vielleicht hätten Sie

besser einen guten Kampf geliefert, dann wären sie jetzt ruhiger.“

„Vielleicht habe ich ja eingesehen, dass meine Reaktion übertrieben war, und will nicht noch mehr Arrest aufgebremst kriegen“, gab die Caitianerin hitzig zurück.

Die intelligenten Augen der Counselor blickten sie durchdringend an. „Dann kann ich davon ausgehen, dass Sie nicht Jedem wegen einer Beleidigung die Haut abziehen wollen ...“

„Manchmal will ich es, aber ich nehme mich zusammen.“

Wieder dieser forschende Blick. „Ich muss Sie nicht anfassen und Ihre mentalen Schwingungen sondieren, um zu erkennen, dass die Aggressionen unter Ihrer Oberfläche brodeln wie der Supervulkan unter dem Yellowstone Nationalpark“, erklärte T'Liza nüchtern. „Hinzu kommt, dass die gesamte Stimmung an Bord äußerst spannungsgeladen ist. ‚Kabinenkoller‘ nennt man das umgangssprachlich. Ich hatte schon lange befürchtet, dass es irgendwann zu einem solchen ... Vorfall kommt, aber ich hatte gehofft, ich könnte es verhindern.“

M'Rass senkte schuldbewusst den Blick. „Es tut mir Leid, Counselor. Ich verachte mich selbst dafür, dass ich so ausgerastet bin, aber dieser ... dieser Andorianer hat einfach etwas an sich, das mich – wie Sie so schön sagen – in einen brodelnden Vulkan verwandelt.“

„Dann sollten wir herausfinden, was an diesem Andorianer Sie derart in Rage treibt.“

„Er ist ein arrogantes, rassistisches Arschloch!“, fauchte M'Rass ungehalten. „So einer wie er dürfte überhaupt nicht in der Sternenflotte dienen! Wie er Vixpan behandelt hat ... Was bildet der Kerl sich eigentlich ein? Dass er überhaupt so weit gekommen ist, hat er doch nur diesem Möchtegern-Diktator namens Layton zu verdanken.“

„Layton“, wiederholte T'Liza nachdenklich. „Kann es sein, dass Sie Tharev vor allem deshalb hassen, weil er seinem früheren Captain Phillip Edwardson loyal ist, der wiederum ein williger Befehlsempfänger Anhänger Laytons war?“

„Ich weiß nicht“, sinnierte M'Rass und formte ihren Schwanz passender Weise wie ein Fragezeichen. „Manche Leute aus der Edwardson-Crew sind ja ganz in Ordnung. Aber Tharev ... er gehörte zum inneren Kreis, war seinem früheren Captain beinahe hörig ...“

„Loyalität gehört zu den besonderen Tugenden der Andorianer“, gab T'Liza zu bedenken.

„Mag sein“, lenkte M'Rass widerwillig ein. „Trotzdem frage ich mich, weshalb er immer noch frei herum läuft – und damit meine ich nicht den Vorfall heute!“

„Ich nehme an, er hat sich nichts zu Schulden kommen lassen.“

M'Rass funkelte die Counselor provozierend an. „Sie meinen, ihm konnte nichts nachgewiesen werden!“

„Nun werden Sie nicht paranoid! Ihre Verdächtigungen sind durch keinerlei Informationen untermauert“, wies T'Liza sie zurecht.

„Ihre Behauptung, er hätte sich nichts zu Schulden kommen lassen, ist ebenso wenig belegt.“ M'Rass legte die Ohren an und ihr Schwanz zitterte, als sie der Counselor in die Augen sah. „Okay, vielleicht ist er kein Verräter, aber er ist ein Ekel! Was hat er ausgerechnet gegen Fähnrich Vixpan, frage ich Sie? Vixpan ist das hilfsbereiteste, freundlichste Wesen, das man sich vorstellen kann! So etwas hat er einfach nicht verdient!“

„Ja, warum ausgerechnet Vixpan?“, überlegte T'Liza. „Kann es sein, dass sich die beiden irgendwann in die Quere gekommen sind – ohne dass sich Vixpan darüber klar ist, Tharev gekränkt zu haben?“

„Sie meinen, eine Art interkulturelles Missverständnis?“ Die ganze Körperhaltung der Caitianerin drückte Skepsis aus. „Nette Theorie – aber ich habe auch eine: Der Andorianer ist stinkig, weil die gesamte Kommandocrew von Lairis ausgesucht wurde und er keinen

Führungsposten auf dem modernsten Kriegsschiff der Sternenflotte abgreifen konnte, wie ursprünglich geplant. Nun kann er seinen Frust schlecht an seinen Vorgesetzten auslassen, also pickt er sich einen Schwächeren heraus ...“

„Das widerspricht eigentlich Tharevs psychologischem Profil“, meinte T'Liza. „Er ist in vielerlei Hinsicht ein typischer Andorianer. Das bedeutet, er ist ehrgeizig, was in seiner momentanen Lage zu Frustration führt. Er liebt aber auch die Herausforderung. Bewusst auf einem Schwächeren herumzutreten, wäre unehrenhaft und unbefriedigend – also handelt er wahrscheinlich *unbewusst* und arbeitet einen persönlichen Groll gegen Fähnrich Vixpan ab.“

„Warum nehmen Sie diesen Kerl immer wieder in Schutz?“, murrte die Caitianerin.

„Weil ich mich um Objektivität bemühe“, entgegnete T'Liza.

„Also suchen Sie die Schuld bei Vixpan? Sehr objektiv!“

„Von Schuld war nie die Rede“, stellte die Vulkanierin richtig. „Aber Loyalität steht dem klaren Blick oft im Wege. Das scheint bei Tharev so zu sein – und bei Ihnen auch. Lebewesen neigen dazu, für ihre Freunde und Familienmitglieder automatisch Partei zu ergreifen. Die Lebenden können uns mit Argumenten und Gefühlen überzeugen – die Toten schaffen es allein durch die Tatsache, dass es niemand wagt, ihr Andenken zu beschmutzen.“

M'Rass' Ohren und Schnurrhaare richteten sich abrupt nach vorn. „Worauf wollen Sie hinaus?“, fragte sie zischend.

„Ich weiß, dass Sie und Kilari Kayn auf der Akademie eng befreundet waren“, erwiderte die Vulkanierin sanft. „Womöglich fällt es Ihnen schwer, zu akzeptieren, dass Kilaris Tod ein Unfall war.“

Nun trat die Caitianerin so dicht an das Kraftfeld, dass ihr Gesicht kaum zehn Zentimeter von der flirrenden Barriere aus Energie entfernt war. „Auch bei einem Unfall gibt es meistens Schuldige“, stieß sie hervor. „Und das war kein Unfall, der von einem besoffenen Bruchpiloten verursacht wurde! Hier hat ein profilneurotischer Admiral geplant, die rechtmäßig gewählte Regierung der Föderation stürzen! Diese Laytons und Edwardsons und Tharevs waren bereit, für ihre Macht über Leichen zu gehen! Wenn sie nicht gestoppt worden wären, hätte es noch mehr Opfer gegeben! Kilari und die Toten auf der Konferenz wären nur der Anfang gewesen, denn die Erde hätte sich früher oder später in ein zweites Cardassia verwandelt! Damit so etwas nie wieder passiert, bin ich dafür, die ganze Bande hinter Schloss und Kraftfeld zu sperren – und zwar ausnahmslos!“

„Diejenigen, die nachweislich Verbrechen begangen haben, sitzen bereits hinter Schloss und Kraftfeld und warten auf ihren Prozess“, gab T'Liza zu bedenken.

„Und was ist mit Benteen?“, konterte M'Rass. „Sie hat rechtzeitig die neue Fährte gewittert und kam mit einer Degradierung davon. Und einigen anderen passiert gar nichts ...“

„Ich denke, wir haben gerade festgestellt, dass Tharev und ein Großteil der DEFENDER-Crew ihr Fähnchen *eben nicht* nach dem Wind gedreht haben und weiterhin Edwardson loyal sind“, meinte T'Liza spitzfindig.

„Dann frage ich mich, was sie im Schilde führen.“

„Ist das etwa der wahre Grund, weshalb Sie auf der DEFENDER angeheuert haben? Um gewisse Leute im Auge zu behalten?“, bohrte die Counselor nach. Sie zweifelte selbst daran – es war lediglich ein Versuch, die Caitianerin aus der Reserve zu locken.

M'Rass lachte spöttisch auf. „Ich bin Wissenschaftlerin, kein Spitzel! Dieses Schiff fliegt mit einer Interphasen-Tarnvorrichtung in einen unbekanntem Quadranten. Kein Forscher, der auch nur eine Spur von Ehrgeiz im Leib hat, würde eine solche Gelegenheit auslassen!“

„Allerdings wäre dieses Schiff ohne den Verbrecher Layton niemals gebaut worden“, wandte

T'Liza ein. „Ebenso die Tarnvorrichtung, die wir genau genommen gar nicht benutzen dürfen. Sie haben deshalb eine Geheimhaltungsverpflichtung unterschrieben, bei deren Verletzung Ihnen mehrere Jahre Gefängnis drohen.“

M'Rass warf sich auf ihre Pritsche und starrte nachdenklich an die Decke. Ihre Gedanken wanderten zwei Jahre zurück, zu ihrer ersten Begegnung mit Kilari Kayn ...

Fahneneid. Die blonde Trill stand zwischen feierlich herausgeputzten Sechzehnjährigen auf dem Appellplatz vor dem Hauptgebäude der Akademie. Blaue Föderationsfahnen flatterten im Wind, die Sonne spiegelte sich hundertfach in den Glasfassaden. Als die Hymne ertönte, erhoben sich alle Kadetten wie ein Mann. Das Pathos in den Augen der „Frischlinge“, ließ die älteren Kadetten und Offiziere geradezu abgeklärt wirken.

Doch während ihre Mitschüler einfach nur aufgeregt und stolz waren, lag in Kilaris Blick eine stille Ironie und ihre freudige Erwartung paarte sich mit Fatalismus. Als wüsste sie bereits, dass zwei Drittel der Neuankömmlinge nicht einmal das erste Jahr hier aushalten würden, dass von denjenigen, die ihren Abschluss schafften, die meisten schon im zweiten Jahr ihren Traum vom eigenen Kommando begraben sollten – und einige dieser strahlenden jungen Leute später begraben werden mussten, weil sie sich ihren Traum erfüllt hatten.

M'Rass hatte einen Platz in den vorderen Reihen ergattern können und dank ihrer scharfen Augen entging ihr keine Regung der frischgebackenen Kadetten.

Als Kilari dem Blick der Caitianerin begegnete, lächelte sie zum ersten Mal.

Die zwei Jahrgänge, die M'Rass der Trill voraus lag, waren das einzige, was die beiden Mädchen trennte. Es waren ihre Gemeinsamkeiten, weshalb sie beste Freundinnen wurden: Im Gegensatz zu den meisten anderen Kadetten waren sie schon über zwanzig, sie hatten beide eine wissenschaftliche Karriere begonnen, bevor sie auf die Akademie kamen. Sie liebten sogar dieselben Bücher und Holodeckprogramme. Für das militärische Gehabe einiger Offiziere und Senior-Kadetten hatten sie nur Spott übrig – schließlich waren sie in erster Linie zur Sternenflotte gegangen, um zu forschen.

Gläubte M'Rass jedenfalls – bis die Red-Squad kamen. Die guten Leistungen der beiden Mädchen waren dem Anführer der Kadetten-Elitetruppe nicht entgangen – doch während M'Rass instinktiv einen Bogen um alles machte, was nach verschworener Gemeinschaft roch, obsiegte bei Kilari die Neugier. Sie ließ sich von Tim Watters, dem leitenden Red Squad, um den Finger wickeln und M'Rass sah ihre Freundin immer seltener.

Als Layton auf der Erde die Macht übernahm, befand sich M'Rass im letzten Jahr und stand kurz vor ihren Prüfungen. Die Nachricht von Kilaris Tod traf sie wie ein Photonentorpedo. Kilari Kayn war an Bord der LAKOTA einer Havarie zum Opfer gefallen. Weil sie in einer Arrestzelle gesessen hatte und sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte. Weil sie sich geweigert hatte, das globale Energienetz auszuschalten, damit Layton diesen Sabotageakt dem Dominion unterschieben konnte. Weil sie nicht auf ihre Freundin gehört und diesen selbstgerechten Schnöselverein gleich links liegengelassen hatte!

Ohne die Red Squad könnte Kilari noch leben. Ohne die Sternenflotte könnte sie noch leben! M'Rass wollte nicht länger einer Organisation angehören, die ihre beste Freundin auf dem Gewissen hatte. Noch am selben Tag schmiss sie voller Wut ihre Sachen in einen großen Koffer und buchte den nächsten Flug nach Cait.

Die kommenden zwei Prüfungen verpasste sie, aber das war ihr gleich. Sie verkroch sich in ihrem Teil des Familienanwesens, ging ihrer Mutter und ihren Wurfgeschwistern erfolgreich aus dem Weg, stopfte Unmengen von rohem Fleisch in sich hinein und bearbeitete stundenlang ihre

Kratzbäume. Die Tage und Nächte verschwammen.

Bis eines Tages ein Mann vor ihrer Tür stand. Ein Trill in der Uniform der Sternenflotte mit den Rangabzeichen eines Commanders am Kragen.

„Hallo Kitty“, begrüßte er sie. In seinen blauen Augen lag Besorgnis und Mitgefühl.

M'Rass erstarrte. Kitty. Niemand außer Kilari durfte sie so nennen oder wagte es überhaupt – erst recht kein Fremder.

„Ich kenne Sie nicht und ich brauche keinen scheinheiligen Militärseelsorger!“, fauchte sie aufgebracht. „Also verschwinden Sie, wenn Ihnen Ihr Gesicht so gefällt, wie es ist!“

Doch der Mann ließ sich nicht beirren. „Ich habe einen guten Arzt“, flachste er. „Aber entschuldige, dass ich mich nicht gleich vorgestellt habe: Mein Name ist Jerad.“ Er legte eine kleine, bedeutungsschwere Pause ein. „Jerad Kayn.“

„Kayn!“ Der Schwanz der Caitianerin stand senkrecht, ihre Augen waren weit aufgerissen.

Das war der Name von Kilaris Symbionten. Nun wusste M'Rass, wen sie vor sich hatte.

„Ja. Kilari lebt weiter – in mir“, bestätigte der Mann.

„Wenigstens Ihre Erinnerungen, ein blasses Abziehbild ...“

„Vielleicht auch mehr“, meinte Jerad und lächelte schief. „Mein Symbiont ist leider noch ein bisschen schüchtern und lässt mich nicht alles sehen. Wir müssen uns wohl erst zusammenraufen.“

M'Rass nickte. „Kilari hat mir so was Ähnliches erzählt.“ Sie deutete mit einer Kopfbewegung in den Raum. „Kommen Sie ... ich meine: Komm rein.“

Jerad folgte der Caitianerin ins Innere ihrer Wohneinheit, die den Trill entfernt an eine mongolische Jurte erinnerte. Die Wände des kreisrunden Raumes wurden von Kratzbäumen gestützt, zwischen den Säulen waren einige hölzerne Regalbretter befestigt, auf denen zahlreiche Datenpads, Kerzen, diverse Fellpflegemittel, Geschirr und einige rustikale Holzschnitzereien herumstanden. Jerad wusste von Kilari, dass M'Rass die meisten der Skulpturen selbst angefertigt hatte – mit leidenschaftlichem Kralleneinsatz.

Der Trill sah sich mit großen Augen um. Es gab ein weiches, kuscheliges Bett gegenüber vom Eingang, die Sanitäranlagen waren lediglich durch eine Trennwand abgeteilt. In der Mitte befand sich ein niedriger Holztisch, umringt von Sitzkissen. Die Platte – eine große Baumscheibe – wies schon etliche Kratzspuren auf. Der steinerne Fußboden war mit echten Fellen ausgelegt, diverse Jagdtrophäen hingen von der Decke. Beim Anblick der blankpolierten Tierschädel lief Jerad eine leichte Gänsehaut über den Rücken. Lediglich die hochmoderne Computeranlage, der Replikator und der riesige Kühlschrank passten nicht so ganz ins Bild der vorzeitlichen Barbarenhütte.

„Kann ich dir etwas zu trinken anbieten?“, fragte M'Rass. „Ich habe allerdings nur Wasser und Milch. Und das Essen müsste ich für dich erst grillen.“

„Wasser ist in Ordnung, danke.“ Jerad lächelte. „Wobei Grillen auch nicht schlecht klingt.“

M'Rass schüttelte kurz ihre Mähne. „Hast du deshalb die lange Reise nach Cait auf dich genommen? Für eine Grillparty?“

Jerad zuckte die Achseln. „Ich habe Urlaub.“

Sie ließen sich auf den Kissen um den Tisch nieder und die Augen der Caitianerin wurden schmal. „Du willst mich überreden, zur Sternenflotte zurückzukehren, nicht wahr?“

Jerad seufzte. „Erwischt.“

M'Rass' Körper spannte sich an. „Dann hättest du dir den Weg sparen können.“

Durch die kleinen, dreieckigen Fenster fiel nur wenig Licht, so dass aus der Schwärze ihres Gesichts allein die scharfen, goldenen Augen herausstachen.

Jerad beugte sich vor, stützte die Ellbogen auf der Tischplatte ab und erwiderte den misstrauischen Blick der Caitianerin mit der gleichen Intensität. „Auch wenn ich noch nicht alle Erinnerungen meines Symbionten kenne, weiß ich, dass du Kilari viel bedeutet hast. Sie wäre verdammt traurig und enttäuscht, wenn du die Akademie einfach hinschmeißen würdest, nach vier Jahren harter Arbeit ...“

„Benutze nicht Kilari, um mir ein schlechtes Gewissen zu machen!“, fauchte M'Rass. Am liebsten hätte sie Jerad vor die Tür gesetzt, aber etwas hielt sie zurück. „Das ist nicht mehr die Sternenflotte, für die wir uns einst verpflichtet hatten – und ich denke, das war auch Kilari klar. Jedenfalls gegen Ende.“

„Ja, am Anfang war sie echt begeistert von den Red Squad“, stimmte Jerad zu.

„Sie hat von nichts anderem geredet“, erwiderte die Caitianerin verächtlich. „An welchen tollen Sonderprogrammen die Red Squad teilnehmen, was das für eine Ehre wäre und die Zukunft der Sternenflotte ... Mir ging das ehrlich gesagt mächtig auf den Pelz und ich habe die Ohren umgeklappt, wenn sie sich nur an meinen Tisch setzte. Aber mit der Zeit wurde Kilari immer stiller. Sie redete, ohne etwas zu sagen.“

Jerad nickte. „Sie hatte Angst.“

„Verdammt, nach fünf Leben voller Erfahrung hätte sie es wirklich besser wissen müssen!“ M'Rass fuhr ihre Krallen aus, die sich tief in die Tischplatte bohrten.

„Die Red Squad waren etwas Neues – und angesichts der veränderten Lage muss die Sternenflotte auch flexibel sein. Da schützt Erfahrung leider nicht immer vor falschen Entscheidungen“, meinte Jerad.

„Und als ihr Verstand sich endlich gemeldet hatte, war es zu spät“, ergänzte M'Rass düster.

„Deshalb ist es wichtig, dass genügend Personen mit Gewissen und Courage die Stellung halten, damit die Laytons dieser Welt keine Chance bekommen!“, gab der Trill eindringlich zurück. „Verändern oder bewahren kann man ein System nur von innen heraus.“

Die Caitianerin spielte mit ihrem Schwanz und holte ein paar Mal tief Luft. „Vielleicht hast du Recht. Ich schlafe noch einmal darüber. Allerdings habe ich zwei Prüfungen sausen lassen. Wer weiß, ob ich meinen Abschluss überhaupt noch hinbekomme.“

„Bisher warst du eine der besten deines Jahrganges. Ein vermasseltes Fach könntest du verkraften – falls es kein wichtiges ist.“

„Die eine Prüfung war Militärgeschichte. Das ist wenigstens kein Hauptfach.“

„Und die andere?“

„Subraumharmonik.“

Jerad hob die Augenbrauen. „Die solltest du wiederholen! Wahrscheinlich musst du ein wenig bei der Akademieleitung katzbuckeln, aber ich lege gern ein gutes Wort für dich ein. Der Dekan ist kein Monster, sicher hat er Verständnis für deine Lage.“

Nun bekam M'Rass wirklich schlechtes Gewissen bei dem Gedanken, Jerads Angebot abzulehnen. Sie war sich nicht einmal mehr sicher, ob sie das überhaupt wollte.

„Wie gesagt, ich brauche Zeit, um das zu entscheiden“, erwiderte sie. „Wenn du sowieso ein paar Tage Urlaub hast, empfehle ich dir die Kalmarassa-Schlucht zum Wandern und Klettern. Außerdem sind die Valjii-Fälle und die südlichen Bergwälder sehr nett anzusehen.“

Jerads Augen leuchteten auf. „Klettern ist mein Hobby! Und ich habe noch fast sechs Wochen Urlaub. Allerdings solltest du die Wiederholung deiner Prüfung nicht auf den Sankt-Nimmerleinstag verschieben. Wenn ich dich zur Erde mitnehmen soll, sag Bescheid.“

Die Caitianerin musterte ihn scheel. „Du hast es wirklich eilig.“

„Weil ich eine Mission für dich habe“, erklärte Jerad unumwunden.

„Eine Mission?“, fragte sie interessiert.

„Ich bin Erster Offizier der U.S.S. DEFENDER“, antwortete er.

„Ein Schiff von ziemlich zweifelhafter Berühmtheit“, gab die sie trocken zurück. „Und es wechselt öfter seine Captains als eine rollige Caitianerin ihre Liebhaber.“

Jerad lachte kurz. „Captain Lairis wird dir gefallen. Und sie ist viel zu stur, um sich von dem ‚DEFENDER-Fluch‘ vergraulen zu lassen.“

M’Rass spitzte die Ohren. Nach allem, was sie über Lairis Ilana gehört hatte, war das eine Kommandantin nach ihrem Geschmack: ehemalige bajoranische Freiheitskämpferin und Laytons persönliche Nemesis. Vor dem Putsch gehörte sie nicht gerade zu den berühmtesten Captains der Flotte – doch mittlerweile geisterte ihr Name durch alle Medien.

„In sechs Wochen startet das Schiff zu einer Scout-Mission in den Gamma-Quadranten“, fuhr der Trill fort. „Wir werden die Truppenbewegungen des Dominion verfolgen, um taktische Vorhersagen zu treffen und uns für einen eventuellen Krieg besser zu rüsten. Allerdings hat sich der Wissenschaftsrat gleich eingemischt und vorgeschlagen, ein Team von Wissenschaftlern auf die DEFENDER zu schicken. Schließlich ist der Gamma-Quadrant durch die Föderation fast unerforscht. Das Hauptquartier hatte zwar ein paar sicherheitstechnische Bedenken, aber schließlich haben sie zugestimmt. Immerhin ist die eigentliche Mission der Sternenflotte die Erforschung des Weltraums.“

„Das klingt ja sehr verlockend – aber wie wollt ihr den Gamma-Quadranten erforschen, ohne von der nächsten Dominionflotte in Stücke geschossen zu werden?“, zweifelte M’Rass.

Jerad senkte verschwörerisch die Stimme. „Das darf ich dir eigentlich nicht sagen.“

„Hat die DEFENDER eine Tarnvorrichtung?“, fragte die Caitianerin gerade heraus. Sie stellte vergnügt fest, wie der Trill sich innerlich wand. „Es gibt auf dem Campus schon lange solche Gerüchte, mich schockierst du damit nicht.“

„Jetzt müsstest du eine Verschwiegenheitsverpflichtung unterschreiben – egal, ob du in der Sternenflotte bleibst oder nicht“, erwiderte der Trill nüchtern.

„Und du hättest gern, dass ich mich als Wissenschaftsoffizier auf der DEFENDER bewerbe?“, hakte M’Rass nach. Das hatte seinen Reiz, musste sie zugeben. Ein unbekannter Quadrant mit unerforschten Welten und Raumanomalien ... Welcher Akademie-Absolvent bekam so eine Chance? Schließlich war sie in die Sternenflotte eingetreten, um Abenteuer zu erleben.

„Die Mission wäre allerdings vier Monate befristet“, erklärte Jerad. „Die DEFENDER ist ein Kriegsschiff mit ziemlich dürftiger Forschungsausrüstung und die meisten Wissenschaftler gehen nur im Rahmen eines Personalaustauschs an Bord. Du müsstest dich also bald nach einem neuen Posten umsehen, aber ...“ Nun lächelte er. „Mit solchen Referenzen dürfte dir das nicht schwerfallen.“

„Wie gesagt, ich denke darüber nach“, sagte M’Rass und folgte dem Offizier hinaus in die weite Savannenlandschaft unter dem rötlichen Himmel. Es erschien ihr auf einmal töricht, sich wegen einer emotionalen Kurzschlussreaktion die Zukunft zu verbauen.



Als sich Captain Lairis nach ihrem Gespräch mit Vixpan im Kommandosessel niederließ und das Geschehen auf der Brücke überwachte, während eine sehr pointierte, sehr deftige Standpauke für Lieutenant Tharev in ihrem Kopf heranreifte, streifte ihr Blick eher zufällig das Interface auf ihrer Lehne. Instinktiv erkannte sie, dass etwas nicht stimmte: Diverse Kontrolllampchen blink-

ten, der Status der primären technischen und taktischen Systeme wurde angezeigt – doch irgendwas fehlte.

Das Interface erfüllte nicht seinen eigentlichen Zweck – jenen Zweck, weshalb es ausschließlich durch den Fingerabdruck des Captains, beziehungsweise des Ersten oder des Zweiten Offiziers aktiviert werden musste: Nur über dieses Interface konnten die zuständigen ODN-Verteiler entblockt werden, damit die Tarnvorrichtung auf den Statusmonitoren des Maschinenraums und der Taktischen Station erschien. Das war eine durchaus sinnvolle Sicherheitsmaßnahme, denn sollte das Schiff geentert werden, konnte der Captain oder sein Stellvertreter schnell die Verbindung der Tarnvorrichtung zum Hauptcomputer kappen, so dass der Feind gar nicht erst von der Existenz dieses heiklen Stücks Technologie erfuhr.

Damit die Tarnvorrichtung selbst nach dem Tod der Führungsoffiziere oder der gesamten Crew nicht für jeden daher geflogenen Plünderer auf dem silbernen Tablett serviert wurde, musste die Freischaltung standardgemäß alle vier Stunden erneuert werden. Anderenfalls verschwand die Tarnvorrichtung wieder von den LCARS-Displays der Arbeitsplätze – egal, ob sie noch in Betrieb war, oder nicht. Dieser Zwang bestand selbst dann, wenn das Schiff bereits aus der Phase geschoben war. Lairis hatte für die Gamma-Mission das Intervall bereits auf zwölf Stunden hochgesetzt, was das absolute Maximum war.

Technik ist eben nicht perfekt, dachte sie.

Ein Schauer lief der Bajoranerin über den Rücken, denn das kleine Display auf ihrer Sessellehne zeigte kein Icon für die Tarnvorrichtung.

„Verdammt!“, rutschte er ihr heraus.

Jerad zu ihrer Rechten warf ihr einen neugierigen Blick zu.

Davon unbeeindruckt, tippte sie auf ihren Kommunikator. „Lairis an Van de Kamp: Gibt es Probleme mit den Interphasen-Emittern?“

Marc am anderen Ende der „Leitung“ seufzte. „Wie ich gestern schon sagte: die Tarnvorrichtung ist nicht für wochenlangen Dauergebrauch ausgelegt. Ich habe bereits eine zusätzliche Schicht im Maschinenraum abgestellt, um das gute Stück zu überwachen.“

„Wie geht das ohne Freischaltung?“, hakte Lairis nach.

„Wie? Ohne Freischaltung? Commander Kayn hat sie doch erst vor sieben Stunden freigeschaltet“, wunderte sich Marc.

Lairis fuhr alarmiert von ihrem Sessel hoch. „Dann gab es entweder einen Stromausfall auf der Brücke, der mein Interface vom Netz gekappt hat – oder ...“ Sie ließ die Möglichkeit absichtlich unausgesprochen.

„Von einem Stromausfall weiß ich nichts“, mischte sich Prescott ein.

„Sie stehen in fünf Minuten auf der Matte vor meinem Bereitschaftsraum“, sagte die Kommandantin zu Marc. Und zu Jerad: „Du hast die Brücke.“

Die Standpauke für Tharev musste warten.

Lairis hatte sich eben hinter ihrem Schreibtisch niedergelassen, als das Türsignal ertönte. „Herein“, befahl sie.

Lieutenant van de Kamp sah ziemlich übermüdet aus, wie sie besorgt feststellte.

„Setzen Sie sich“, forderte sie etwas sanfter. „Sie sehen aus, als könnten Sie einen Kaffee vertragen.“ Nach Marcs Nicken trat sie an den Replikator und kam kurz darauf mit zwei dampfenden Tassen zurück.

„Danke. Wenn ich nicht im Dienst wäre, würde ich sagen: Ein Whisky wäre auch nicht übel.“ Marc lächelte schwach.

Lairis hob die Augenbrauen. „Das klingt ernst!“

Van de Kamp atmete tief durch. „Wie Sie wissen, gibt es sechs Interphasen-Emitter, die über das Schiff verteilt und direkt mit dem Hauptcomputer sowie allen primären und sekundären Energiequellen gekoppelt sind. Sollte ein Emitter ausfallen, wird das durch die anderen ausgeglichen, weil der Computer sofort reagiert ...“

Lairis nickte. Deshalb war es laut Admiral Ross so schwierig, die Tarnvorrichtung auszubauen. Schwierig, aber nicht gänzlich unmöglich – denn nach einem kontrolliert herbei geführten totalen Energieausfall dürfte dieses Problem nicht mehr bestehen. Doch angesichts der großen Risiken beim Re-Start des Materie-Antimaterie-Reaktors entschied sich die Sternenflotte dagegen. Sicher spielten auch pragmatische Überlegungen seitens der Admiralität eine Rolle, aber das war jetzt nicht das Thema ...

„Was ist, wenn mehrere Emitter gleichzeitig versagen?“, fragte Lairis und machte sich innerlich auf eine Antwort gefasst, die ihr überhaupt nicht gefiel.

„Könnte das ganze Schiff in Mitleidenschaft gezogen werden“, antwortete Marc düster.

„Inwiefern?“, hakte Lairis nach. Es kribbelte unangenehm unter ihrer Haut.

„Weil unter Umständen die Kalibrierung der einzelnen Emitter und die Kommunikation zwischen ihnen nicht mehr funktioniert.“ Der Chefingenieur bemühte sich um einen festen Blick. „Das kann in schlimmster Konsequenz dazu führen, dass kein stabiles Tarnfeld aufgebaut wird und Teile des Schiffes sekundenweise in eine andere Phase geschoben werden, als der Rest.“

„Was?“, rief Lairis alarmiert. „Und das erzählen Sie mir JETZT? Eine Phasendifferenz könnte den Ausfall wichtiger Systeme bedeuten, Dekompression in kritischen Bereichen ... es könnte den Tod von Crewmitgliedern bedeuten!“

„Ich weiß“, seufzte Marc. „Bis eben bin ich davon ausgegangen, wir kriegen das Problem in den Griff. Verschlissene Einzelteile konnten wir replizieren und austauschen ...“

„Sie sind nicht mit Ihrer Yacht auf den Weg nach Risa! Es geht hier nicht um irgendeine unbedeutende Panne!“, fuhr ihn Lairis an. „Wir fliegen inkognito durch Feindesland und jeder Fehler könnte dazu führen, dass wir auf die eine oder andere fiese Art zu Tode kommen! Wenn es technische Probleme gibt, will ich davon wissen – und zwar GLEICH.“

Lieutenant van de Kamp war ein hervorragender Ingenieur, aber seine Neigung zur Eigenbrötlei verursachte nicht zum ersten Mal Probleme.

„Ja, Captain“, erwiderte er reumütig. „Ich hatte zwar gestern schon erwähnt, dass die Tarnvorrichtung spinnt, aber ...“

„Ich war nicht informiert, wie ernst die Lage wirklich ist!“ Lairis sah ihn scharf an.

Marc atmete tief durch. „Unser Dilithium wird langsam knapp, das Oberkommando hat wohl unterschätzt, was für ein arger Energiefresser diese Tarnvorrichtung ist. Zwei Wochen machen die Systeme das noch mit – maximal! Vielleicht auch nur eine, denn dass die Tarnvorrichtung nicht auf Ihrem Display erschienen ist, könnte bedeuten, dass die Verbindung zum Hauptcomputer kurzzeitig getrennt wurde.“

„Weil ein ODN-Relais sekundenlang aus der Phase geschoben war?“ Lairis schauderte.

„Zum Beispiel.“

„Sie meinen tatsächlich, die Phasenverschiebung betrifft so winzige Einzelteile?“

„Sie kann einzelne Moleküle betreffen – oder auch ganze Schiffsektoren.“

„Die Vorstellung, dass einzelne Moleküle von mir in eine andere Phase geschoben werden, als der Rest meines Körpers, gefällt mir gar nicht!“

„Dann sollten Sie nicht beamen.“ Marc grinste schief.

„Dass es ganze Schiffsektoren trifft, gefällt mir natürlich noch weniger“, entgegnete Lairis trocken.

„Ich denke zwar nicht, dass Sie das beruhigt – aber dieses ... Phänomen wirkt sich zuerst auf jene Computersysteme aus, die unmittelbar mit den Interphasen-Emittern verknüpft sind: Ein Energierelais hier, ein paar Speicherchips dort ... Was sich am Anfang nur in ein paar lästigen technischen Fehlfunktionen zeigt, wird irgendwann lebensgefährlich, wenn die Hauptsysteme verrückt spielen.“

„Was schlagen Sie vor?“, erwiderte der Captain resigniert.

„Ich denke zwar, wir haben noch drei-vier Tage Gnadenfrist, bis wir richtig Stress bekommen – aber auf der sicheren Seite sind wir nicht! Falls zum Beispiel die Steuerung des Materie-Antimaterie-Eindämpfungsfeldes im Warpkern angegriffen wird ...“

„Brauchen wir uns um einzelne Moleküle, die aus der Phase geschoben werden, keine Gedanken mehr zu machen“, ergänzte die Bajoranerin düster.

„So sieht's aus“, stimmte Marc zu. „Ich schlage vor, die Tarnvorrichtung abzuschalten.“

„Keine gute Idee – wir befinden uns in Sensorenreichweite einer Dominion-Patrouille!“

„Dann stehen wir also vor der Wahl, von *denen* vaporisiert zu werden oder selbst dafür zu sorgen, dass es Puff macht.“ Marc verzog das Gesicht.

„Wie groß wäre denn die Wahrscheinlichkeit, dass es ‚Puff‘ macht?“, wollte Lairis wissen.

„Nach der letzten Simulation 1:255, zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Tendenz steigend.“

„Da wäre die Chance, vom Dominion ausradiert zu werden, eindeutig größer.“ Lairis blickte ihren Chefindingenieur ernst an. „Aber bevor das passiert, würden sie versuchen, das Schiff zu entern und die Crew gefangen zu nehmen, um beides genüsslich zu sezieren.“

„Sie ziehen also einen sauberen Warpkernbruch vor?“

„Sie kennen mich zu gut.“

Marc runzelte die Stirn. „Meinen Sie nicht, unsere Überlebenschancen wären größer, wenn wir roten Alarm geben, die Tarnung abschalten und irgendwie versuchen, der Dominion-Flotte zu entkommen? Falls sie uns verfolgen, kämpfen wir. Für den alleräußersten Notfall gibt es ja noch die Selbstzerstörung.“

„Das Dominion darf auf keinen Fall mitbekommen, wie wir uns enttarnen! Genau genommen dürfen sie gar nicht mitbekommen, dass wir überhaupt hier sind“, gab Lairis zu bedenken. „Können wir nicht versuchen, mit Warp aus dem Scannerbereich der Patrouille zu entkommen, ohne die Tarnung aufzugeben?“

Van de Kamp wog zweifelnd den Kopf hin und her. „Von einem Warpsprung würde ich dringend abraten, solange die Tarnvorrichtung aktiv ist. Die instabilen Emitter sind ja unmittelbar mit dem Materie-Antimaterie-Reaktor gekoppelt ...“

„Ich weiß“, unterbrach ihn die Kommandantin ungeduldig. „Wie lange brauchen wir mit Impuls bis zum nächsten Sternensystem?“

„Sie meinen, bis A-3452?“, hakte Marc mit säuerlicher Miene nach. „Knapp zwei Tage.“

Lairis' Miene machte deutlich, dass ihr diese Aussicht ebenso wenig gefiel. Das Sonnensystem A-3452 war unbewohnt und es gab einen Klasse-J-Gasriesen mit hoher Konzentration von Kohlenstoff in der Atmosphäre. Dort sollte die DEFENDER im Orbit parken, bei Gefahr notfalls abtauchen und in der Zwischenzeit versuchen, die Emitter zu stabilisieren.

„Ich fürchte nur, wenn wir zu tief ‚tauchen‘, wird das Schiff durch den Atmosphärendruck zerquetscht wie in einer Müllpresse“, meinte der Ingenieur besorgt. „Die Defiant hat so ein Abenteuer gerade hinter sich, danach war sie beinahe Schrott. Und die DEFENDER ist JETZT schon fast Schrott!“

„Keine Sorge, Marc, ich habe nicht vor, auf der Oberfläche nach Schätzen zu buddeln“, gab Lairis zurück.

Gleich nach Lieutenant van de Kamps Andeutung, dass die Tarnvorrichtung unzuverlässig lief, hatte der Captain eine Krisensitzung mit allen Wissenschaftlern, leitenden Sicherheitsoffizieren und Ingenieuren einberufen. A-3452 hieß der Plan B, der dabei herausgekommen war. Lairis wäre dankbar für einen weniger gefährlichen Plan C oder D, aber den gab es leider nicht.

„Falls dieser Gasriese überhaupt eine Oberfläche hat, könnten Sie bei Ihrer Schatzsuche sogar Glück haben: der Druck in den tieferen Schichten ist so groß, dass die Kohlenstoff-Partikel der Atmosphäre als Diamanten vom Himmel regnen“, dozierte Marc.

„Sieht bestimmt hübsch aus – aber wie Sie schon sagten: wenn wir uns nicht aus dem Gravitationsfeld des Gasriesen befreien können, regnen wir selbst als Diamanten auf die Oberfläche.“ Die Bajoranerin verzog das Gesicht. „Ich mag die Dinger nur als Schmuck – nicht als Crew. Allerdings bräuchten wir nicht tief in die Atmosphäre vorzudringen, also bleibt das Risiko überschaubar. Laut M’Rass ist die Ionenkonzentration in der obersten Schicht der Thermosphäre schon so hoch, dass die Sensorreichweite dort höchstens fünfzig Kilometer beträgt.“

„Mag sein, aber ...“ Marc schluckte. „Überstrapazierte Plasmarelais, instabile Computerverbindungen und ein Schwitzbad in einer Gasriesen-Atmosphäre ... kein Vorschlag für einen gemütlichen Freitagabend.“

„Also lieber eine Grillparty, bei der wir gegrillt werden und das Dominion feiert?“, hielt Lairis dagegen.

„Ich dachte, die Pest und die Cholera wären ausgerottet“, seufzte Marc.

Kapitel 3: Murphys Gesetz

Lieutenant Varla fluchte leise, als plötzlich die Lichter im Maschinenraum erloschen. „Wenn das so weiter geht, gehen uns bald die Plasmarelais aus“, sagte sie zu ihrem Vorgesetzten, Lieutenant Marc van de Kamp, und reichte ihm das kaputte Relais, das sie eben aus einem Interphasen-Emitter entfernt hatte.

„Wie viele Emitter sind jetzt instabil geworden?“, fragte Marc und blickte seine Stellvertreterin alarmiert an.

„Vier“, erklärte diese mit einem Seufzen.

„Mist!“, entfuhr es Marc. Es gab insgesamt sechs Interphasen-Emitter auf der DEFENDER. Wenn vier bereits unzuverlässig funktionierten, konnten die restlichen beiden ein Versagen nicht mehr ausgleichen. Der Chefingenieur betete, dass es nicht zum Totalausfall kam.

Sein Blick schweifte besorgt zum Warpcore, der den runden, kathedralenartigen Maschinenraum mit einem pulsierenden blauen Licht überflutete. Normalerweise wirkte dieses Licht beruhigend auf Marc, doch augenblicklich wurde ihm wieder bewusst, welche Zerstörungskraft die Materie und Antimaterie im Kern entfalten konnten, wenn die fragilen Barrieren der Technik einstürzten. Leichte Panik überzog sein Inneres wie ein Film von klebrigem Öl.

Ein schriller Schrei ließ ihn herum fahren.

Hinter ihm stand seine Stellvertreterin Varla, die Augen vor Entsetzen weit aufgerissen, starrte sie auf ihren rechten Arm, der zuerst flackerte und dann verschwand. Dunkelblaues Blut tropfte auf den blankpolierten weißen Kunststoffboden.

„Ach du Sch... Varla! Van de Kamp an Krankenstation!“ Marc berührte seinen Kommunikator und stützte die schreckstarre Andorianerin, bevor ihm langsam dämmerte, was passiert war. „Überprüfen Sie die Kalibrierung des Tarnfeldes!“, wies er seine Crew an. „Melden Sie alle Unregelmäßigkeiten – so gering sie auch erscheinen mögen!“

„Tygins hier“, kam es unterdessen von der Krankenstation.

„Medizinischer Notfall im Maschineraum!“

„Bin schon unterwegs“, antwortete die dunkle Stimme des Arztes.

„Lieutenant van de Kamp, es gibt eine abweichende Phasenverschiebung“, meldete ein vulkanischer Fähnrich namens Sovrak. „Und zwar in Gitter 345-827-F.“ Er deutete auf die Stelle, wo Lieutenant Varlas Arm verschwunden war. „Genau hier!“

„Großer Q!“ Ein Knoten bildete sich in van de Kamps Magen. „Es geht los.“

„Wie lange brauchen wir noch bis A-3452?“, fragte eine junge Technikerin im Rang eines Lieutenant JG beklommen.

„Achtundzwanzig Minuten und vierzehn Sekunden“, antwortete Sovrak.

„Na dann, Prost Blutwein“, knurrte Marc. In einer knappen halben Stunde konnte viel passieren und mit seiner Schätzung, dass bis zum Kollaps der Tarnvorrichtung noch mindestens drei Tage in den Gamma-Quadranten gehen konnten, hatte er krass danebengelegen.

Er beugte sich über den Hauptterminal, kontaktierte die Brücke und berichtete knapp, was passiert war. Lairis folgte seinen Ausführungen mit verstörter Miene.

„Roter Alarm! Alle verfügbaren Energiereserven in die Sicherheitskraftfelder! Schilde und Waffen in Bereitschaft!“, befahl sie umgehend.

Marc verstand. Sollten Teile der Außenhülle kurzzeitig in eine andere Phase geschoben werden, waren die Notkraftfelder der einzige Schutz der Crew vor dem Vakuum.

„Flächendeckende Notkraftfelder können wir maximal zehn Minuten aufrecht erhalten“, gab er bedauernd zurück.

„Dann nutzen wir diese zehn Minuten, um die Crew in den inneren Bereich zu evakuieren“, entgegnete der Captain. „Prescott – machen Sie die Sicherheitstruppe für die Räumung der äußeren Sektoren mobil.“

„Tarnfeld und Emitterleistung wieder kohärent“, berichtete Sovrak. Obwohl seine Stimme vulkanisch neutral klang, glaubte Marc die Erleichterung deutlich heraus zu hören.

Er hatte kurzerhand seine Jacke ausgezogen und presste sie auf Varlas blutenden Armstumpf, als seine Füße gegen ein weiches Objekt auf den Boden stießen.

Varlas Arm. Marc würgte. Seine Stellvertreterin drohte ohnmächtig zu werden.

In diesem Moment stürmte Dr. Tygins in den Maschinenraum, sein hellblauer Arztkittel flatterte hinter ihm her. Ein hochgewachsener, kahlköpfiger Sanitäter, der noch schwärzer war, als er selbst, folgte ihm dicht auf den Fersen.

„In Gottes Namen!“, entfuhr es dem Leitenden Medizinischen Offizier, als sein Blick auf Marc und Varla fiel. „Wie ist denn das passiert?“

„Ich schätze, ihr Arm war kurzzeitig in einer anderen Phase, als die Tarnvorrichtung verrückt gespielt hat – und jetzt, da die Phasenkohärenz wiederhergestellt wurde, ist er wieder da. Nur leider scheint die Schwerkraft dagegen gearbeitet zu haben, dass er wieder dort angewachsen ist, wo er hingehört.“

„Ich sagte ja gleich, dieser Layton-Dreck gehört nicht in ein Schiff der Sternenflotte“, schimpfte der Arzt, während sein Assistent die Blutung stillte und den Arm in die richtige Position brachte, damit Tygins ihn mit dem Geweberegenerator befestigen konnte.

Dank des Stabilisierungsmittels, das der Arzt ihr gespritzt hatte, wirkte die Andorianerin dem Leben etwas näher als dem Tod, doch sie hatte sich definitiv noch nicht von dem Schock erholt.

„Kommen Sie mit auf die Krankenstation“, forderte Tygins seine Patientin sanft aber nachdrücklich auf. „Ich konnte das Gewebe zwar zusammenflicken, aber Sie brauchen eine intensive Nervenregenerationstherapie, damit Sie Ihre volle Beweglichkeit wieder erlangen.“

Varla wandte langsam den Kopf und starrte den Doktor mit finsterem Blick an.

Tygins legte ihr eine Hand auf die Schulter und schenke ihr ein gezwungenes Lächeln. „Kopf hoch. Da ihr Arm nur ein paar Minuten abgetrennt war, sehe ich keinerlei Komplikationen. In ein oder zwei Tagen können Sie wieder Velocity spielen.“ Dann musterte er sie eindringlich. „Können Sie laufen?“

„Klar“, brachte Varla krächzend hervor. „Mein Arm hat sich in eine andere Phase verdünnt – nicht meine Beine.“

Marc lächelte. Er freute sich, dass seine Stellvertreterin zu ihrem alten Kampfgeist zurückgefunden hatte. Das bedeutete auch, dass er dieses Chaos nicht allzu lange ohne sie bewältigen musste.

„Aus der Phase geschobene Arme! So ein Irrsinn!“, murmelte Tygins, während er und sein Sanitäter Varla in die Mitte nahmen. Vor dem Ausgang wandte er sich noch einmal zu Marc um. „Schalten Sie das Mistding bloß ab, bevor es noch mehr als einen Arm erwischt.“

Als ob ich das allein entscheiden könnte, dachte der Ingenieur. Tygins war weder für seine gute Laune, noch für seine Verehrung der Befehlshierarchie berühmt. Die Sternenflotte hatte ihn dienstverpflichtet, nachdem er zufällig von der streng geheimen Tarnvorrichtung erfahren hatte. Die zwei Monate ununterbrochene Scoutmission im Gammaquadranten trugen nicht gerade dazu bei, dass er Freude an seinem Dienst auf der DEFENDER entwickelte.

„Wenn wir die Tarnvorrichtung abschalten, greift uns höchstwahrscheinlich das Dominion an – und dann kriegen Sie richtig Arbeit“, konterte van de Kamp.

Die Blicke einiger Crewmen wanderten skeptisch zwischen ihm und dem Doktor hin und her. Auch die Belegschaft des Maschinenraums war ursprünglich von Edwardson rekrutiert worden und die meisten hatten keinerlei moralische Bedenken wegen der Missachtung des Algeron-Vertrages. Doch nachdem sie gesehen hatten, was Varla zugestoßen war, regten sich in einigen der Männer und Frauen leise Zweifel: Vielleicht hatte William Riker damals recht, als er verlangte, die U.S.S. PEGASUS für immer einzumotten. Vielleicht war diese Technologie in einem Schiff der Sternenflotte einfach fehl am Platz.



Das Licht auf der Brücke erlosch nicht zum ersten Mal und die verstörten Gesichter der Besatzung wurden sekundenlang nur vom pulsierenden Scharlachrot der Alarmsirene erhellt. *„Erreicht den Hof mit Müh und Not – in ihren Händen, das Schiff war Schrott“*, zitierte Lairis in Gedanken, frei nach einem klassischen Dichter der Erde. „Statusbericht?“, verlangte sie.

„Ein Energieknoten auf Deck 11 ist für 25 Sekunden von unserer Anzeige verschwunden“, berichtete Lieutenant van de Kamp. „Die Außenhülle wurde an zwei Stellen instabil, aber auch für weniger als eine Minute, dank der Evakuierungsmaßnahmen gab es keine Opfer.“

„Gut!“, quittierte Lairis. „Wie lange noch, bis zum dritten Planeten von A-3452?“

„Maximal zehn Minuten.“

„So lange halten wir durch!“ Die Kommandantin schöpfte neuen Mut und wandte sich an ihren Sicherheitschef, in Erwartung, dass dieser Mut gleich den nächsten Dämpfer erhalten würde: „Commander, haben Sie den Kurs der Dominion-Patrouille im Blick?“

Prescott nickte. „Er führt leider nach wie vor an A-3452 vorbei.“

„Zu schade, dass wir kein Umleitungs-Schild aufstellen können“, kommentierte Lairis trocken. „Wir lange wären wir in Sensorreichweite des Feindes, sobald wir uns enttarnen?“

„Moment ...“ Prescott studierte die Anzeigen auf der taktischen Konsole und verzog das Gesicht. „Fast zwei Stunden.“

Lairis unterdrückte ein Stöhnen, einigen anderen Mitgliedern der Brückencrew gelang das nicht. „Also zwei Stunden, die wir in der Atmosphäre des Gasriesen aushalten müssen. Wie ist der Status der Schilde?“

„Sechsendneunzig Prozent“, antwortete der Sicherheitschef.

Lairis wollte schon erleichtert aufatmen, aber da mischte sich van de Kamp aus dem Maschinenraum ein: „Tendenz fallend. Die Energieverteilung arbeitet leider noch nicht optimal.“

„Das bedeutet, Sie müssen im Minutentakt Plasmarelais auswechseln.“

„Exakt.“

„Halten Sie nur irgendwie die Schilde aufrecht. Lairis Ende.“

Die Kommandantin konnte sich gut vorstellen, wie Marc die Augen verdrehte – wie immer, wenn sie einen so vagen Befehl erteilte und die praktische Umsetzung den fähigen Händen ihrer Crew überließ.

Ein Aufschrei direkt neben ihr lenkte sie ab und ließ sie herumfahren. Dort, wo Prescott eben noch gestanden hatte, klaffte ein Loch im Boden, seine Ränder flirrten surreal, ihre Farbe und Konsistenz änderte sich mit jedem Blinzeln, so dass Lairis glaubte, in den Schlund einer regenbogenfarbigen Anomalie zu blicken. Ein Tunnel zu einer anderen Dimension.

So abwegig war das gar nicht. Dieser Tunnel hatte eben Prescott verschlungen.

Von einer Sekunde zur anderen verheilte die klaffende Wunde im Fußboden. Als hätte Lairis nur halluziniert. Doch ihr Sicherheitschef blieb verschwunden.

Sie aktivierte ihren Kommunikator: „Lairis an Prescott ...“

Die Antwort ließ auf sich warten. Das angespannte Schweigen der Offiziere dehnte die Zeit zu einem endlosen klebrigen Spinnenfaden.

„Prescott hier“, erklang schließlich eine gepresste Stimme.

„Wo sind Sie? Alles in Ordnung?“, hakte Lairis besorgt nach.

„Ich bin ein Deck tiefer gefallen und ...“ Ein schmerzvolles Stöhnen unterbrach den Satz. „Ich glaube, ich hab mir was gebrochen.“

„Fähnrich Vixpan – rufen Sie die Krankenstation und sagen Sie Tygins, er soll sofort ein Notfallteam nach Deck 11 schicken“, befahl der Captain und Vixpan nickte eifrig.

„Halten Sie durch, Commander – Hilfe ist unterwegs“, sagte sie zu Prescott.

„Danke“, keuchte dieser.

Lairis wandte sich an ihren Ersten Offizier, der das Geschehen schweigend mit verschränkten Armen und zusammengebissenen Zähnen verfolgte: „Übernimm du die Taktik.“

Der Trill nickte matt. „Aye.“

Früher hatte Lairis in seiner Miene gelesen wie in einem unverschlüsselten Datenpadd, auch wenn er sich oft große Mühe gab, seine Gefühle zu verbergen. Doch in letzter Zeit häuften sich die Momente, in denen sie rätseln musste und daneben lag. Sein Symbiont erweiterte seine Persönlichkeit um unzählige Facetten, aber das Gesicht, das er jetzt zeigte, gehörte nicht Aila oder Parim oder Kilari, sondern Jerad. Dem alten Jerad, der wegen einer Affäre mit einer Schutzbefohlenen vor dem J.A.G. der Sternenflotte stand und den Richtern ebenso verschlossen und ausdruckslos gegenüber getreten war, als sie das Ende seiner Karriere verkündeten.

Lairis trat an seine Seite und fragte leise: „Was ist los?“

Jerad starrte auf die taktische Konsole. „Das Schiff löst sich unter unseren Füßen auf, wir müssen die Tarnung abschalten, unsere einzige Rettung ist ein Gasriese, der uns womöglich zerquetscht ... Aber sonst ist alles Bestens, danke der Nachfrage.“

„Hey, das ist mein Spruch!“ Lairis lächelte gezwungen. Dann fügte sie sanfter hinzu: „Ich hoffe, du gibst dir nicht die Schuld für dieses Dilemma.“

Jerad seufzte, als er einsah, dass er durchschaut wurde. „Ohne mich wären wir nicht hier gelandet, oder?“, erwiderte er grimmig.

Die Bajoranerin lächelte, und diesmal war ihr Lächeln echt. „Mein Vater sagte immer: Hätte die Katz nicht geschissen, hätte sie den Vogel gekriegt, oder sie wäre geplatzt.“

Nun musste auch Jerad grinsen.

„Deine Entscheidung war die einzig richtige“, fuhr Lairis fort. „Einen Schuldigen zu suchen, bringt nichts – und selbst wenn es so wäre, fallen mir ein Dutzend andere vor dir ein!“

„Ich schaffe es also nicht mal in die Top Ten?“ Jerad lächelte schief.

„Du schaffst es nicht mal in die Vorrunde.“ Sie legte ihm tröstend eine Hand auf die Schulter, dann kontaktierte sie den Maschinenraum: „Statusbericht?“

„Der Fusionsreaktor arbeitet mit voller Leistung, alle Systeme stabil ... im Moment jedenfalls“, antwortete Marc. „Noch sieben Minuten bis A-3452“

„Gut! Je eher wir ankommen, desto besser! Das Schiff verwandelt sich langsam in einen Schweizer Käse“, gab Lairis zurück. „Prescott ist eben durch ein Loch im Boden gefallen.“

„Oh Sch... Geht es ihm gut?“, fragte Marc entsetzt.

„Den Umständen entsprechend. Lairis Ende.“

Der Gasriese mit seiner Oberfläche aus rötlichen Plasmastreifen, wie von ungelener Hand gezeichnet, erschien bereits auf dem Hauptbildschirm und wurde allmählich größer. Bald nahm er den gesamten Monitor ein, die Wolkenringe waren nicht länger schluderig dahin gemalte zweidimensionale Streifen – sie gewannen Tiefe. Endlos erscheinende Tiefe. Wolken häuften sich übereinander wie karminrote Zuckerwatte. Zehntausende von Metern.

Lairis schluckte. „Fähnrich Wheeler, fliegen Sie das Schiff in die oberste Atmosphärenschicht“, befahl sie. „Sinkflug bis dreitausend Meter vorbereiten.“

„Aye, Captain.“ Pamela Wheeler nickte, aber sie war blass.

Die Zuckerwatte schluckte das Schiff. Gelbliche Blitze zuckten zwischen den Wolken, dahinter waberte ein rötlicher Nebel wie sämige Himbeersoße.

„Wann soll ich die Tarnung abschalten?“, antwortete Jerad, der Prescotts Platz an der Taktischen Konsole eingenommen hatte.

„Captain, ein Teil der Außenhülle in Sektion D Steuerbord hat eben die Phase geändert“, meldete Vixpan in diesem Augenblick.

Zum Glück hatte Lairis den Außenbereich komplett evakuieren lassen. „Da hast du die Antwort“, sagte sie zu Jerad. „Tarnung aufheben – jetzt!“

Der Erste Offizier kam dem Befehl nach, runzelte aber skeptisch die Stirn. „Bist du sicher, dass uns die Jem’Hadar nicht entdecken?“

„Vielleicht erkennen sie, dass sich ein Schiff in der Atmosphäre bewegt. Aber sie werden uns nicht identifizieren und uns auch nicht folgen können.“ Lairis klang so überzeugend, dass nicht einmal Jerad nachhakte, woher sie das so genau wusste.

So sicher war sie sich in Wirklichkeit gar nicht. Sicher war nur, dass sie die Tarnvorrichtung keine Sekunde länger aktiviert lassen konnte. Dennoch wollte sie mit den angeschlagenen Systemen der DEFENDER keinen Sinkflug in tiefere Atmosphärenschichten riskieren. Das Schiff hatte ohnehin schon Mühe, der immensen Schwerkraft zu widerstehen. Lairis spürte es an der Art, wie der Boden unter ihren Füßen zitterte.

„Alles OK bei Ihnen, Marc?“, fragte sie dennoch.

Anstelle einer Antwort kamen ein halb erstickter Schrei und eine unverständlich dahin gemurmelte Schimpftirade über das Intercomm.

„Lieutenant?“, hakte sie angespannt nach.

„Eine Plasmaleitung ist geplatzt“, erwiderte dieser mit Grummeln.

„Sind Sie verletzt?“

„Nein“, krächzte Marc.

„Gut!“ Lairis atmete erleichtert auf. „Sonst irgendjemand?“

Die Antwort kam mit quälender Verzögerung. „Uns geht es gut.“

„Dann kümmern Sie sich erst mal um die Plasmaleitung.“

Ihr Erster Offizier warf ihr einen langen, intensiven Blick zu, der sie mahnte, auf keinen Fall tiefer als dreitausend Meter abzutauchen.

Keine Sorge, Jerad, mir steht nicht der Sinn nach Diamanten, antwortete sie in Gedanken.



Ein heftiger Ruck ging durch das Schiff. Lieutenant Van de Kamp stützte sich geistesgegenwärtig an seiner Konsole ab, bevor er mit dem Kinn darauf knallen konnte.

Der Warpkern und das Alarmlicht pulsierten um die Wette. Rot, blau, rot, blau ...

„Bericht?“, forderte Marc.

„Wir verlieren Höhe“, erklärte Fähnrich Sovrak.

Mit vulkanischer Emotionslosigkeit ausgesprochen, wirkte dieser Satz noch angsteinflößender, als wenn sich Panik in die Stimme des Fähnrichs geschlichen hätte. Seine Feststellung erhielt so den Charakter einer unumstößlichen Tatsache. Flüchtige rote Lichter streiften Sovraks unbewegtes Gesicht, das im Schein des Warpkerns geisterhaft bleich wirkte.

„Wie viel Höhe?“, hakte Marc angespannt nach.

„Vier Meter pro Sekunde.“

Der Chefingenieur schluckte. Seine Hände ballten sich unter der Konsole zu Fäusten. Sein Geist jagte nach längst verschüttetem Wissen, in der Hoffnung auf einen plötzlichen Anfall von Genialität. Vier Meter pro Sekunde ... das schien zunächst nicht viel, doch wenn die Crew den Sinkflug nicht aufhalten konnten, würde die DEFENDER in weniger als einer Stunde die kritische Höhe unterschreiten – und wenn das passierte, gab es ein Entrinnen mehr vor der zerstörerischen Schwerkraft des Gasriesen.

„Kennen Sie die Ursache?“, fragte er abgehakt.

„Der Energiesparmodus wurde automatisch aktiviert“, erklärte der Vulkanier fatalistisch.

„Verdammt, dann schalten Sie ihn ab!“, herrschte Marc seinen Untergebenen an.

Die Tatsache, dass der Schiffcomputer in den Sparmodus gegangen war, jagte augenblicklich seinen Puls hoch, denn das bedeutete gefährliche Ressourcenknappheit!

„Aye“, erwiderte Sovrak zögerlich. „Allerdings muss ich zu bedenken geben, Sir, dass der letzte Dilithiumkristall nach elf Minuten und zwanzig Sekunden aufgebraucht sein wird, wenn wir den Energieausstoß auf diesem Niveau ...“

„Dann koppeln Sie den Warpkern von der Hauptversorgung ab“, entschied der Chefingenieur. „Wir versuchen die Schubkraft durch den Fusionsreaktor zu erzeugen.“

In einem Aufblitzen von schachlachrotem Licht erkannte Marc den winzigen Ansatz eines Stirnrunzelns im Gesicht von Sovrak. Augenblicklich besann sich der junge Mann wieder auf sein Kohlinar. Doch nicht er, sondern sein Kollege, ein Betazoid namens Kahran, antwortete: „Sir, ich fürchte, der Fusionsreaktor des Impulsantriebes ist zu schwach!“

Marc blickte auf. „Und wenn wir den Input an Deuterium erhöhen?“

Die beiden Männer blickten ihn skeptisch an und Marc wünschte sich Varla ein seine Seite. Die Andorianerin lief in solchen Krisensituationen zu Hochform auf, dann spielten sie und ihr Vorgesetzter wahrlich Ping-Pong mit ihren Ideen. Seine Hand wanderte automatisch zum seinem Kommunikator, doch er zog sie zurück. Das einzige, was er damit erreichen würde, war ein Ruffel von Dr. Tygins, denn Varla wurde höchstwahrscheinlich noch operiert oder lag in einer Regenerationskammer, mit der Anweisung, sich möglichst nicht zu bewegen.

Liebe Güte, van de Kamp, nun streng doch mal dein Gehirn an, hörte er förmlich die Stimme seine Stellvertreterin. Deuterium aufzutreiben, dürfte hier wahrlich das geringste Problem sein! Wir haben drei Warp gondeln, allesamt mit hoch leistungsfähigen Bussard-Kollektoren ausgestattet! Gas gibt es auch mehr als genug!

Der Betazoid legte den Kopf leicht schräg. Offensichtlich las er Marcs Gedanken. „Das könnte funktionieren – obwohl ich ein bisschen Angst habe, dass die EPS-Verteiler überlastet werden, wenn man so hoch konzentrierte Mengen Deuterium durchschleust.“

Der Vulkanier sah ihn fragend an, dann wanderte sein Blick zu Van de Kamp. „Sie wollen den Wasserstoff aus der Atmosphäre für den Fusionsreaktor nutzen? Kein unlogischer Plan, allerdings müssten wir eine weitere Zuleitung installieren, da ich anderenfalls Lieutenant Kahrans Befürchtungen teile.“

Marc's Gehirn arbeitete bereits mit Hochdruck auf der Suche nach einer Lösung für dieses Problem, als Kahran sich räusperte. „Noch etwas, Sir: Der Magnetfeldgenerator an der oberen Backbord-Gondel ist beschädigt, wahrscheinlich durch eine Mikro-Phasenverschiebung. Der Riss breitet sich aus, je tiefer wir sinken und je mehr die Schwerkraft zunimmt.“

Auch das noch! Marc fluchte innerlich. „Dann müssen wir ihn reparieren“, beschloss er. Aus seiner Sicht waren keine komplizierten Berechnungen nötig, um zu wissen, dass er sämtliche Bussard-Kollektoren brauchte, um genug Deuterium in kürzester Zeit aufzusaugen.

Zielstrebig marschierte er auf den Ausrüstungsschrank zu.

„Moment, was haben Sie vor?“, fragte der Betazoid.

Der Chefingenieur wandte sich flüchtig um. „Meinen Raumanzug und ein Schweißgerät holen, was sonst?“ Beruhigend, dass der Kerl nicht ständig seine Gedanken las.

Kahran folgte ihm im Laufschrift. „Sie sollten da nicht alleine raus. Sonst ist keiner mehr da, der Ihre Arbeit fortsetzt, falls Sie aufgrund der Schwerkraft bewusstlos werden.“

Marc nickte. Wie die meisten Betazoiden, war Kahran erfrischend direkt. In einer telepathischen Gesellschaft machte es ja auch keinen Sinn, lange um den heißen Brei herum zu reden. Die Männer sahen sich an und obwohl Van de Kamp kein Telepath war, verstand er den anderen ohne Worte. „Danke für Ihren freiwilligen Einsatz, Lieutenant. Schnappen Sie sich ein Schweißgerät und ziehen Sie sich warm an.“

„Aye“, antwortete Kahran.

Marc wandte sich an Sovrak: „Und Sie installieren ein paar zusätzliche EPS-Verteiler.“

„Das könnte schwierig werden, Sir.“

„Sehen Sie zu, dass Sie es hinkriegen. Unser Leben hängt davon ab!“, betonte der Chefingenieur – und mit einem Anflug von Selbstironie dachte er: *Jetzt klinge ich wie Lairis.*



Die Kommandantin nahm den Bericht ihres leitenden Ingenieurs besorgt zu Kenntnis. Marc's Plan klang intelligent, aber riskant – doch sie vertraute ihm.

„Ich bin nicht begeistert von der Idee, dass Sie da rausgehen“, protestierte sie dennoch. „Warum nutzen Sie keine ferngesteuerten Workbees?“

„Die haben zu wenig Antriebsleistung für die enorme Schwerkraft“, erklärte van de Kamp. „Sie würden erst zerquetscht werden, wie alte Slug-O-Cola-Dosen, und dann abstürzen. Oder umgekehrt. Uns hält wenigstens die Anziehungskraft der DEFENDER.“

„Das Argument leuchtete der Kommandantin ein. „OK, schließen Sie das Visier und checken Sie den Druck – ich lasse Sie beamen.“

„Captain, wenn wir alle Reserven für den Rückstoß mobilisieren, reicht die Energie maximal für einen Beamvorgang“, gab Marc zu bedenken. „Wir könnten bei der Luke hinter Sektion 42 raus, von dort sind es nur noch zwanzig Meter bis zu den Warp Gondeln.“

„Bei 6,7 G können zwanzig Meter ganz schön lang sein“, konterte Lairis. „Jede Minute, die wir zu lange brauchen, könnte unseren Tod bedeuten!“

Sechs Komma sieben G ... Lieutenant van de Kamp wurde ganz schwindelig. Die Antigrav-Generatoren an Bord der DEFENDER schienen die erhöhte Schwerkraft bisher ganz gut auszugleichen, obwohl er meinte, dass sich seine Beine schon schwerer anfühlten.

Es fiel der Bajoranerin nicht leicht, aber sie beschloss, Tacheles zu reden: „Wir können Sie zwar hinbeamen, Marc – aber vielleicht nicht wieder zurück.“

Van de Kamp nickte fatalistisch. „OK, machen wir es so.“

Für einen Moment schloss Lairis die Augen. Wenn sie Marc nicht zurückbeamen konnte, würde die Überbelastung ihn und seinen Kollegen früher oder später umbringen. Sie hasste es, Crewmitglieder in den Tod zu schicken – vor allem, wenn es sich dabei um ihre Freunde handelte. Marcs und Kahrans Opfer für das Leben der Mannschaft ... Verdammt, hoffentlich brachte es wenigstens etwas! Oder besser: hoffentlich kam es nicht so weit!

Heimlich wischte sich Lairis die schweißfeuchten Hände an der Naht ihrer Uniformhose ab.

Da glitten die Turbolift-Türen zur Seite, T'Liza betrat die Brücke und reichte ihr Padd. „Der medizinische Bericht, Captain. Prescotts Hüftbruch verursacht mehr Komplikationen, als erwartet. Tygins sagte etwas von wandernden Splintern. Er muss operieren, bevor die Schwerkraft so hoch wird, dass er es nicht mehr kann.“

„Keine gute Nachricht – aber danke für die Info.“ Lairis atmete tief durch, während sie das Padd in ihrer Hand wog. „Ich kann mir nicht helfen – das Ding ist ungewöhnlich schwer.“

„Ja, leider haben die Antigrav-Generatoren ihre Leistungsgrenze erreicht. Die Schwerkraft auf dem Schiff hat bereits um 0,8 G zugenommen. Tendenz steigend“, bestätigte T'Liza.

Lairis und Jerad tauschten besorgte Blicke.

Die Vulkanierin räusperte sich. „Da Prescott in absehbarer Zeit nicht einsatzfähig sein wird ... darf ich fragen, wer nun die Sicherheitszentrale besetzt?“

„Wilbury brauche ich auf der Brücke“, antwortete Lairis, denn Prescotts Stellvertreter war ein ausgezeichneter Taktiker und es bestand immer noch die Gefahr, dass die DEFENDER von den Jem'Hadar entdeckt wurde. Für diesen Fall wollte der Captain nicht auf Wilburys Fähigkeiten verzichten. „Lieutenant Jorana wird den Sicherheitsdienst übernehmen.“

T'Lizas Augen wurden für eine Sekunde schmal, doch ihre Miene blieb unbewegt.

„Dann werde ich das den Truppen ausrichten“, erwiderte sie emotionslos.

„Tun Sie das, Counselor. Wegtreten.“

Lairis beschlich das Gefühl, dass die T'Liza ihre Entscheidung missbilligte, doch sie vermochte den Gesichtsausdruck der Vulkanierin nicht zu deuten.

Außerdem gab es dringendere Probleme. Sie spürte sie in jeder Zelle ihres Körpers: eine enorme Kraft, die sie zu Boden zu drücken drohte, von Minute zu Minute stärker ... Das waren schon mehr als 1,8 G, viel mehr!

„Wir dürfen den Mut nicht verlieren, auch wenn es schwer fällt. Im wahrsten Sinne des Wortes“, erklärte Lairis mit fester Stimme und brachte ein flüchtiges Lächeln zustande. Bis zu 5 G konnten die meisten humanoiden Spezies eine Weile aushalten, kurzfristig sogar bis zu 9 G – vorausgesetzt, sie hatten ein Pilotentraining absolviert, was auf neunzig Prozent der Crewmitglieder zutraf. Die Übrigen mussten vorübergehend in den Druckkammern untergebracht werden, falls es nötig war. „Wenn ein Schiff mit diesem Gasmonstrum fertig wird, ist es die DEFENDER. Schließlich hat sie einen der besten Ingenieure in der Flotte! Und die tüchtigste Crew.“ Wieder lächelte sie. „Ich kann zwar nicht versprechen, dass wir heil aus dem Schlamassel rauskommen – aber ich bin doch ziemlich optimistisch. Das Wort ‚aufgeben‘ ist aus unserem Wörterbuch gestrichen!“

Sie war noch nie eine große Rednerin gewesen, doch die Mitglieder der Brückencrew nickten anerkennend. Selbst diejenigen aus der Edwardson-Fraktion.

Das gab dem Captain neuen Auftrieb.

Dem Schiff leider nicht.



Lieutenant Tharev deaktivierte den Sichtschirm in seinem Quartier. Der Anblick rötlicher Gaschwaden war auf die Dauer langweilig, hätte er jedem erklärt. Falls jemand dagewesen wäre, der ihn fragte. In Wirklichkeit machte ihn der Anblick nervös und ließ sein Blut gefrieren, wie es nicht mal die härtesten Winter auf seiner Heimatwelt vermochten.

Diese inkompetente bajoranische Waldfee war tatsächlich mit der DEFENDER in die Atmosphäre eines Gasriesen geflogen! Das allein könnte er ihr verzeihen, auch wenn es ihn vielleicht das Leben kostete. Schließlich lauteten ihre Befehle, die Anwesenheit der DEFENDER im Gamma-Quadranten um jeden Preis vor dem Dominion geheim zu halten.

Ihn jedoch in seinem Quartier vermodern zu lassen und die Leitung des Sicherheitsdienstes dieser farblosen Jorana zu übergeben, zeugte wieder einmal davon, dass Lairis auf dem Stuhl in der Mitte nichts zu suchen hatte. Nicht zum ersten Mal beförderte sie einen Grünschnabel ohne besondere Reputation, obwohl es andere gab, die diese Ehre mehr verdient hätten.

Tharev erhob sich von seinem Bett und atmete schwer. Es kam ihm vor, als hätte er in den letzten paar Minuten fünfzig Kilo zugenommen. Er wusste, was das bedeutete, und es beunruhigte ihn sehr. Sicher nicht nur ihn ... Die Crew brauchte jetzt einen Sicherheitschef, der in der Lage war, kompromisslos für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Wer immer in dieser brenzigen Situation die Truppen anführte, brauchte ein außerordentliches Maß an Koordinationsfähigkeiten, Autorität und Nervenstärke. Tharev zweifelte keinen Moment, dass es selbst über diese Eigenschaften verfügte – aber Jorana? Sie war erst vor zwei Monaten zum Lieutenant befördert worden, hatte sich noch nie in einer ernsthaften Krise beweisen müssen ... Wer sollte garantieren, dass sie nicht versagte?

Niemand, entschied Tharev. Und ganz gewiss nicht Lairis.

Entschlossen marschierte er durch die Tür in Richtung Sicherheitszentrale. Wenn es nach ihm ginge, sollte diese Möchtegern-Alphastrahlung mit ihrem dämlichen Suspendierungsbefehl den Tisch abwischen. Er, Lieutenant Zar'Greydin Tharev, würde dafür sorgen, dass die Crew dieses Desasters mit möglichst viel Würde und möglichst wenig Verlusten überstand.

Und wenn sie alle sterben sollten, dann wenigstens ehrenvoll.

Immerhin müsste er sich dann nicht länger Gedanken um seine Karriere machen, die seit Monaten in einer Sackgasse steckte. Dank Lairis.



Die beiden Ingenieure auf die Oberfläche der Warp gondel zu beamen, erforderte sehr präzise Berechnungen seitens des Transporterchefs. Schließlich mussten die Männer mit den magnetischen Sohlen ihrer Stiefel unmittelbar an der metallischen Außenhülle haften bleiben – sonst würden Sie von der Schwerkraft in die Tiefe gerissen.

Die Reparaturarbeiten am Bussardkollektor kosteten Marc alle Kraft, denn das Schweißgerät in seinen Händen wog eine gefühlte Tonne. Seine Muskeln schmerzten so sehr, dass er die Zähne zusammenbeißen musste. Er war noch nie gern ins Fitnessstudio gegangen und nun verfluchte er sich dafür.

Kahran ging es nicht besser. Als er neben dem Bussardkollektor materialisierte, hatte er das Gefühl, dass das Blut aus seinem Kopf direkt in seine Füße schoss. Der junge Betazoid kannte das Arbeiten in Schwerelosigkeit und hasste es, weil ihm dabei jedes Mal übel wurde. Aber wenigstens war darauf vorbereitet. Knapp sieben G waren etwas anderes. Ironischerweise wünschte er sich in diesem Moment, schwerelos zu sein.

Während der Arbeit sprachen die beiden Männer kaum, es kostete sie zu viel Kraft. Kahran schnappte nicht einmal mehr die Gedanken und Gefühle seines Kollegen auf. Es kam ihm vor, als wäre sein Gehirn unter eine gigantische Walze geraten und hätte in seiner Platttheit nur noch eine Funktion zu erfüllen: Die Reparatur des Bussard-Kollektors. Die war zum Glück – aus technischer Sicht – recht einfach zu bewältigen.

Als Marc seine Arbeit beendet hatte, hob er den Blick. Sein Kopf fühlte sich dabei an wie eine zentnerschwere Steinkugel und er hatte Angst, sich selbst das Genick zu brechen, wenn er sich zu abrupt und heftig bewegte.

Doch dann wurde er fast geblendet von einem strahlenden rosafarbenen Licht und vergaß für eine Sekunde die erdrückende Schwerkraft, seine Mission und die DEFENDER. Über einer massiven Formation zinnoberroter und rotbrauner Berge ging eine kleine weiße Sonne auf.

„Schauen Sie sich das an, Kahran – ist das nicht irre!“, keuchte er und beobachtete das exotische Naturschauspiel voller Andacht. Natürlich waren das keine echten Berge, sondern Wolkenformationen. Hochkonzentriertes Gas. So schön, so gefährlich.

„Ja. Toll“, krächzte Kahran und Marc überlegte, ob das ironisch gemeint war.

Als er sich langsam und vorsichtig aufrichtete, kehrte die Schwere zurück, riss brutal an seinen Gliedern und als er seine Hand zum Kommunikator führte, glaubte er einen Moment, sie sei durch eine Prothese aus Blei ersetzt worden.

„Van de Kamp an Maschinenraum ...“

„Sovrak hier. Sind Sie und Lieutenant Kahran wohlauf, Sir?“

„Den Umständen entsprechend, ja.“ Es rührte Marc, dass der scheinbar emotionslose Vulkanier sich zuerst nach ihrem Befinden erkundigte. „Wir konnten ... den Riss versiegeln“, japste er. „Hätten Sie genug Energie übrig, um uns zurück zu beamen?“

„Bedauere. Gegenwärtig nicht. Aber sobald der dritte Kollektor funktioniert, dürfte es kein Problem darstellen. Ich sage dem Transporterchief, er soll Sie permanent erfasst halten.“

„Danke Fähnrich“, antwortete van de Kamp gepresst. „Meinen Sie, wir sollen ausharren?“

„Das wäre vernünftig“, erwiderte der Vulkanier. „Sie sollten jede unnötige Belastung vermeiden.“

„Na, das ist doch mal eine Ansage nach meinem Geschmack“, witzelte Marc.

„Lairis an van de Kamp und Kahran“, meldete sich die Stimme der Kommandantin, kurz nachdem der Chefindingenieur sein Gespräch mit Sovrak beendet hatte. „Wie geht es euch dort draußen?“

„Tja, wir haben es ganz schön *schwer*, aber wir leben noch.“

„Wie kommen Sie voran?“

„Wir sind fertig.“ Eine Spur von Stolz mischte sich in van de Kamps abgehackte Worte.

„Prima, gute Arbeit! Sie verdienen eine Belobigung – alle beide!“

Kahran warf seinem Vorgesetzten einen überraschten Blick zu. Der Betazoid gehörte ursprünglich zur Edwardson-Fraktion und hatte offenbar nicht damit gerechnet, dass Lairis ihn genauso behandelte wie ihren alten Freund Marc van de Kamp.

Dieser nahm sich vor, in Zukunft mehr zu unternehmen, um Gerüchteküchen wie Tharev ein für allemal die Suppe zu versalzen.

„Können wir Sie beamen?“, fragte Lairis.

„Nicht sofort, aber meine Jungs arbeiten daran. Wir harren so lange aus.“

Während Marc vorsichtig die Position wechselte, damit sich sein Blut nicht zu lange auf einer Körperseite staute, sah er nichts als einen babyrosa Tunnel, an dessen Ende ein weißes Licht glomm. Ein Tunnel und Licht ... das bedeutete selten etwas Gutes.

Ausgerechnet in diesem Moment musste Marc an seine Katze denken. Er betete, dass die Antigrav-Generatoren durchhalten mochten. Wie sollte die arme Misty damit umgehen, wenn sie plötzlich fünf- bis zehnmal so schwer war? Wahrscheinlich würde sie sich einfach auf dem Teppich zusammenrollen und schlafen ... und irgendwann nicht mehr aufwachen.

Seine Kehle schnürte sich zu. Das Schweißgerät im Tornister drohte ihm die Schultern zu zerquetschen, kurzerhand warf er es weg.

„Was machen Sie da?“, fragte Kahran verwundert.

„Wir haben noch mehr von den Dingern auf dem Schiff. Hier belasten sie uns nur.“

Das sah der Betazoid ein und folgte dem Beispiel seines Chefs.

Rötliche Nebelfetzen jagten vorbei, durchzogen van de Kamps Geist ... Auch die Gedanken wurden schwerer, manchmal waren sie kaum fassbar. Als wäre das Gehirn vollkommen damit ausgelastet, das vegetative Nervensystem aufrecht zu erhalten. Eine Wolke zog über ihre Köpfe hinweg, minutenlang war Marcs Welt in einförmiges Rostrot gehüllt. Dann sah er in der undurchdringlichen Tomatensuppe plötzlich ein Licht aufblitzen. Kurz darauf ein zweites. Die rötliche Wand wurde von einem gelblich-weißen, zackigen Blitz zerrissen.

„Nein! Bitte kein Gewitter! Nicht jetzt!“, flehte Karan.

Leider hörten die Naturgewalten nicht auf ihn. Die Wolke, die das Schiff einhüllte, zerstreute sich, stattdessen bildete sich über Ihnen ein gigantischer Wirbel – unter ihnen ebenfalls. Die Winde spannen einen schlampig zusammengezwirnten Faden aus rötlichem Gas, der binnen Sekunden dicker und dicker wurde, bis er einer gigantischen Säule glich. Einer Säule vom Durchmesser eines kleinen Mondes, durchwoben von Blitzen ... Einer Säule, die sich stetig auf die DEFENDER zubewegte! Marc wusste, er sollte sich jetzt aus seiner Starre lösen und zur nächsten Luke durchkämpfen, bevor ihn der Wirbelsturm von der Außenhülle fegte. Aber tief im Inneren wusste er, dass es zwecklos war. Er würde es nicht schaffen, sein Kollege ebenso wenig. Wahrscheinlich würden die Stürme das ganze Schiff zerfetzen, selbst wenn es die nötige Energie für den Schub aufbrachte.

Zumindest blieb ihm für den letzten Moment seines Lebens dieser einmalige Anblick.

Auch Kahran starrte gleichzeitig verzückt und gelähmt auf dieses Phänomen. Zur Salzsäule erstarrte vor einer Plasmasäule ... das war fast witzig.

Hinter ihnen wuchs eine weitere empor, dann noch eine ... Marc kam sich vor wie in den Badlands. Er hatte schon von plötzlich auftretenden Wetterturbulenzen in der Atmosphäre von Klasse-J-Gasriesen gehört – dennoch verblüffte ihn, wie sich dieser Sturm von einer Minute zur anderen zusammengebraut hatte.

Der junge Ingenieur bedauerte es fast, als der rotbraune, blitzende Strudel hinter einem silbrigen Flimmern verschwand.

Kapitel 4: Versteckspiele

Im nächsten Augenblick materialisierten Lieutenant van de Kamp und Lieutenant Kahran auf der Brücke. Lairis verzog die Mundwinkel zu einem halben Lächeln. „Viereinhalb G – da möchte man am liebsten Seilspringen, was?“ Ihr Gesicht war kalkweiß, ihre Hände dafür rot und geschwollen. Offenbar hielt sie sich nur noch durch pure Willenskraft aufrecht und den meisten Brückensoffizieren ging es nicht besser. Sie alle hatten Schweißperlen auf der Stirn und atmeten schwer. Einige stützten sich auf ihre Konsolen.

„Glauben Sie mir Captain – im Gegensatz zu draußen fühle ich mich hier, als ob ich schwebe“, konterte Marc und Kahran nickte beipflichtend.

„Ich habe den Nottransporter der Brücke benutzt“, erklärte Lairis. „Der andere funktioniert nicht mehr.“

„Da draußen sind inzwischen fast neun G. Wir hätten Sie keine Minute später reinholen dürfen!“, sagte einer der abgeordneten Wissenschaftler, ein Planetologe mit graumeliertem Haar namens Johnson. Oder Jensen? Die Namen der neuen Crewmitglieder waren substanzlos an Marc vorbei gerauscht, nachdem sein Blick an einem gewissen schwarzhaarigen, äußerst aparten Katzenwesen hängen geblieben war.

„Die gute Nachricht: Wir sinken nicht mehr“, schaltete sich Lairis ein. „Die schlechte: wir steigen aber auch nicht. Ihre Jungs haben den Fusionsreaktor umgerüstet und Deuterium-Injektoren aus dem Warpcore eingebaut, die fast viermal so viel Deuterium pro Sekunde durchlassen wie die normalen Zuleitungen. Allerdings haben sich die Dinger unter Schwerkrafteinwirkung verformt und nun flutscht es leider nicht ganz so wie erwartet.“

Marc seufzte. „Das war aber noch nicht die *ganz schlechte* Nachricht, oder?“

Lairis schüttelte langsam den Kopf, sie musste gar nichts sagen. Marc folgte ihrem Blick Richtung Hauptmonitor, wo mittlerweile fünf goldene Plasmasäulen zwischen roten und rosa Watterwolken tanzten. „Erklären Sie es, Johnson.“

„Ein Plasmasturm der Stärke zwölf kommt auf uns zu“, gab der Planetologe prompt zurück und deutete auf den größten der Plasmawirbel. „Einige schwächere folgen – und zwar von allen Seiten! Der erste Tornado streift die DEFENDER in fünf Minuten plus/minus zwanzig Sekunden. Aber selbst, wenn wir diesem ausweichen können, erwischt uns mit achtzig- bis neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit ein anderer.“

„Das heißt ...“ Marc schluckte und tauschte einen Blick mit Kahran. „Wir haben uns da draußen ganz umsonst abgequält?“

Niemand wollte auf diese Frage antworten, noch nicht einmal Lairis, die ihm nur einen Blick des Bedauerns zuwarf.

„Verdammt, das kann doch nicht das Ende sein!“, stieß er unbeherrscht hervor. Als er in ein Dutzend ratlose Gesichter blickte, teils stoische Masken, teils gezeichnet von Verzweiflung und Panik, hätte er am liebsten geheult. Oder seine Konsole zertrümmert. Oder beides.

„Wir haben unser Bestes getan“, erwiderte schließlich der Captain. „Vielleicht hat es nicht ausgereicht, aber wir haben wenigstens alles versucht und das hilft mir, diese Welt in Frieden zu verlassen.“ Sie ließ einen traurigen, aber entschlossenen Blick in die Runde schweifen. „Bevor wir in dem Gamma-Quadranten aufgebrochen sind, hat jeder von uns eine persönliche Botschaft an seine Lieben zu Hause aufgezeichnet, für den Fall dass ...“ Sie suchte einen Moment nach den richtigen Worten. „Dass unser Bestes eines Tages nicht gut genug sein sollte, weil der

Feind zu skrupellos, zu hinterhältig oder einfach zu stark ist.“ Ihr Lächeln misslang. „Ich wäre zwar nie auf die Idee gekommen, dass unser Feind ein Gasriese ist – aber wissen Sie, was mich über das ganze Desaster hinweg tröstet? Die Jem’Hadar werden die DEFENDER nicht bekommen!“

Einige Crewmitglieder klatschten mit verbissenen Mienen Beifall.

Ja, aber die Sternenflotte bekommt die DEFENDER auch nicht, fügte Marc in Gedanken hinzu.

„Ich wäre jetzt gern bei Misty“, bat er.

Lairis nickte verständnisvoll.

Als ihr Chefsingenieur die Brücke verließ, wandte sie sich wieder dem Bildschirm zu. Mit einer fatalistischen Ruhe, die man nur entwickelte, wenn man sich mit dem Unvermeidlichen abgefunden hatte, beobachtete sie das Schauspiel der Plasmatornados. Es erinnerte sie an einen Seiltanz, bei dem das Seil wie von Zauberhand gen Himmel stieg.

Gen Himmel ... aufwärts!

„Wir fliegen hinein“, beschloss sie spontan. Der Befehl war ausgesprochen, bevor ihr Verstand die volle Bedeutung erfasst hatte.

„Wo hinein?“, fragte Fähnrich Wheeler hinter der CONN irritiert.

Lairis atmete tief durch. „In das Auge des Plasmatornados da vorn.“ Sie deutete auf die mächtigste der Säulen, die nur noch wenige Kilometer entfernt war.

„Oh Gott!“, rutschte es Wheeler heraus.

„Mit einigem Glück schleudert es uns in die Exosphäre“, meinte Lairis.

„Ja, wenn das hier der Zauberer von Oz wäre“, murmelte Johnson.

Lairis wandte sich mit ernster Miene zu ihm um. „Sie bestätigen also, dass sich die Stürme Richtung Exosphäre bewegen?“

„Das tun sie im Moment“, antwortete Johnson widerwillig.

Lairis ignorierte seinen skeptischen Gesichtsausdruck.

„Maschinenraum – haben wir genug Energie für die Schilde?“

„Ja, Captain“, antwortete Sovrak.

„Gut! Und voller Impuls?“

„Ja, aber nur in der Ebene. Der Schwerkraft können wir leider noch nicht entgegen wirken.“

„Müssen wir auch nicht.“ Lairis wandte sich an ihre Offiziere. „Wilbury – Schilde auf Maximum. Fähnrich Wheeler, fliegen Sie mit vollem Impuls auf den Tornado zu, im Auge stoppen Sie und fahren die Manövriertriebwerke hoch.“

Der Captain hätte nicht gedacht, dass die junge Frau noch blasser werden könnte. Ihr „Aye“ war kaum mehr als ein Flüstern.

„Ich bin an der Ersatz-CONN“, erwiderte Lairis, bevor sie hinter selbiger Platz nahm. Sie lächelte der Steuerfrau aufmunternd zu. „Wir kriegen das hin.“

„Wenn wir das heil überstehen, hätte ich einen passenden Namen für unseren Gasriesen: Oz“, flachste Jerad – und alle lachten.



Alle hielten den Atem an, als sich die sich die DEFENDER durch die Wand aus hochenergetischem Plasma schnitt. Ein Gestrüpp aus Blitzen spann das Schiff ein, der Sturm rüttelte es so heftig durch, dass einige Crewmitglieder von den Füßen gerissen wurden. Die Schildblase wurde bombardiert mit weißem Feuer, aber sie hielt stand.

Dann war es plötzlich vorbei. Die Blitze und rotgoldenen Plasmawirbel wichen einer

graubraunen Finsternis. Auf dem Bildschirm sah man lediglich ein paar Blitze in der Ferne zucken. Die Stille war gespenstisch. Sie befanden sich im Auge.

Fähnrich Wheeler atmete tief durch und wischte sich mit ihrem Ärmel den Schweiß von der Stirn. „Soll ich die Position jetzt halten, Captain?“

„Ja, halten. Den Rest erledigt der Tornado von alleine.“ Lairis nickte der jungen Pilotin anerkennend zu. „Sehr gut, Fähnrich. Da kann sich Amelia Earhart noch eine Scheibe abschneiden.“

Wheeler lächelte voller Stolz, obwohl keine Ahnung hatte, wer Amelia Earhart war.

„Captain, eine Nachricht von der Sicherheitszentrale“, meldete Vixpan.

Lairis ließ durchstellen. „Wie sieht's aus, Jorana?“

„Das Schiff ist gesichert, die Crew außer Gefahr. Keine nennenswerten Schäden durch die Einwirkung des Plasmasturms.“

„Das freut mich zu hören. Gute Arbeit, Lieutenant.“

„Danke.“ Die Bolianerin räusperte sich. „Captain, wir haben Lieutenant Tharev auf Deck sechs gefunden, bewusstlos. Offensichtlich hat er sich den Kopf angeschlagen, als das Schiff in den Plasmawirbel geflogen ist.“

„Was hatte er auf Deck sechs zu suchen? Er ist suspendiert!“ Lairis hegte einen bestimmten Verdacht, denn die Sicherheitszentrale lag auf Deck sieben.

„Ich weiß“, erwiderte Jorana. „Ich hab ihn auf die Krankenstation bringen lassen und gewartet, bis er aufwacht. Sobald wir uns von dem Gasriesen befreit haben, würde ich Sie gern unter vier Augen sprechen, Captain.“

„Natürlich, Lieutenant. Ich melde mich, wenn es passt.“

Wenige Sekunden, nachdem Lairis den Kanal geschlossen hatte, traf eine Nachricht aus dem Maschinenraum ein. Auf dem LCARS-Display der Ersatz-CONN erschien der Bild eines erschöpften, aber stolzen Lieutenant van den Kamp. „Wir steigen“, erklärte er sichtlich gelöst. „Zehn Meter pro Sekunde und mehr ... Der Sturm trägt uns einfach aufwärts!“

Johnson hob den Blick von seiner Konsole und nickte beipflichtend. „Nach meinen Berechnungen löst sich der Sturm in der oberen Troposphäre auf. Wir müssen also nicht noch mal durch die Plasmasuppe.“

Die Offiziere auf der Brücke strahlten sich an. Jerad hielt die rechte Hand hoch und Fähnrich Wheeler schlug ein. Vixpan jubelte, es hörte sich beinahe wie ein Wiehern an.

„Schön zu sehen, wenn ein Plan funktioniert.“ Lairis schmunzelte. „Vor allem, wenn es meiner ist.“

„Und ein wahnwitziger noch dazu“, konnte sich Jerad nicht verkneifen.

„Sagte der Mann, der dieses Schiff mitten durch eine Sonne geflogen hat“, konterte Lairis und alle lachten. Der Erleichterung war überall spürbar.

Erst jetzt bemerkte der Captain, dass ihr Chefindgenieur Misty im Arm hielt. Pfoten und Schwanz der Katze hingen schlaff herab. Sie hob nur einmal flüchtig den Kopf, blinzelte träge und schlief weiter. „Sie ist auf meiner Brust eingeschlafen und ich hatte nicht das Herz, sie abzusetzen, als der Ruf aus dem Maschinenraum kam“, erklärte Marc auf das Stirnrunzeln seines Captains. „Keine Sorge, sie ist noch so erledigt von der Schwerkraft, dass sie hier ganz bestimmt nichts anstellt.“

„Hoffen wir's“, gab Lairis zurück. „Ansonsten gilt: Eltern haften für Ihre Katzen.“

„Klar.“ Marc lächelte.

„Geht es dem Kätzchen gut?“, fragte Lairis.

„Sie wird schon wieder“, meinte der Ingenieur und streichelte sanft Mistys Rücken.

Niemand störte sich in diesem Augenblick daran, dass Marc seine Katze in den Maschinenraum mitgenommen hatte, obwohl es gegen die Vorschriften war. Oder dass sich Captain und Erster Offizier gegenseitig veralberten. Alle waren froh, am Leben zu sein, und Lairis erkannte in den Blicken der anderen, dass sie diesen Verdienst ihr zuschrieben. Ihr und Lieutenant van de Kamp. Der unangepasste Chefingenieur hatte bis zu diesem Augenblick bei der Edwardson-Fraktion nicht höher im Kurs gestanden, als Lairis oder Jerad. Einige waren scharf auf seinen Posten, andere brauchten einfach nur einen Sündenbock, wenn irgendwas auf dem Schiff nicht funktionierte. „Da waren wohl Katzenhaare in den Warpspulen“, lästerten sie von Zeit zu Zeit.

Aber das schien der Vergangenheit anzugehören. Jedenfalls für diesen Moment. Lairis spürte die Veränderung in der Luft, als die Dunkelheit einem schmutzigen rosa Nebel und dann einem sonnendurchfluteten rotbraunen Wolkengebirge wich. Vielleicht war der Graben zwischen ihrer Crew und der ihres Vorgängers noch nicht geschlossen, aber er schien merklich geschrumpft.

„Ich will ja niemandem die Stimmung verderben – aber sind wir noch in Jem'Hadar-Reichweite?“, erkundigte sie sich.

Wilbury studierte die Daten auf der taktischen Konsole. „Die nächsten zehn Minuten sind noch kritisch, ja.“

Lairis öffnete einen Kanal zum Maschinenraum. „Können wir uns noch zehn bis fünfzehn Minuten in der oberen Troposphäre halten, Lieutenant?“

Marc lächelte. „Das dürfte zu schaffen sein. Genug Energie haben wir jedenfalls.“

Misty in seinen Armen räkelte sich und gähnte herzhaft.



„Lairis an alle Führungsoffiziere – einschließlich Lieutenant Jorana, Lieutenant Wilbury und Lieutenant Commander Johnson: Briefing um 18:30“, ordnete der Captain an, nachdem Jorana bestätigt hatte, dass die Beobachtungslounge sicher war.

Marc kam als einer der Letzten. Zur Überraschung aller hielt er Misty immer noch auf dem Arm. Er setzte sie vorsichtig auf der Tischplatte ab, die das Himbeerrot der Atmosphäre draußen reflektierte. Das Kätzchen machte einen Katzenbuckel, stolzierte ein paar Schritte vorwärts und rollte sich dann auf Johnsons Unterlagen zusammen. Johnson und Jorana fiel es besonders schwer, ernst zu bleiben oder gar ihre Finger im Zaum zu halten. Schließlich wurde Misty von drei Seiten gekraut und ihr Schnurren erfüllte den Raum.

„Für kuschelige Atmosphäre und Tischdekoration ist schon mal gesorgt“, bemerkte Jerad und erntete ein verhaltenes Kichern dafür.

Lairis räusperte sich. „Ich habe Lieutenant van de Kamp AUSNAHMSWEISE erlaubt, seine Katze mitzubringen, weil sie nach den *schweren Zeiten*, die hinter uns liegen, besondere Pflege braucht. Nichtsdestotrotz wurde in meinem Konferenzraum kein Streichelzoo eröffnet – also konzentrieren Sie sich!“ Sie bemühte sich um einen strengen Blick, obwohl sie ihre Finger auch am liebsten in Mistys weichem, blaugrauem Fell vergraben hätten.

An den Fenstern der Lounge jagten rötliche, rosa und graubraune Wolken vorbei, die weiße Sonne blinzelte ab und zu hindurch. Lairis hoffte, dass sich kein weiterer Sturm zusammenbraute. „Ich habe langsamen Steigflug angeordnet“, begann sie. „Spätestens in fünf Minuten müssten wir endgültig aus der Sensorenreichweite der Jem'Hadar sein.“ Sie lächelte knapp. „Ich schätze, niemand hat etwas dagegen, wenn wir Oz demnächst verlassen.“

Die meisten Offiziere erwiderten ihr Lächeln oder nickten.

„Die Frage ist: Wie gehen wir weiter vor?“, fuhr Lairis fort, ihre Miene war nun sehr ernst. „Diese Dominion-Patrouille sind wir fürs Erste los, aber die nächste wird früher oder später unseren Weg kreuzen. Dann bleiben uns meines Erachtens vier Möglichkeiten. Erstens: Jedes Schiff vaporisieren, das uns entdeckt. Egal, ob es auf uns schießt, oder nicht. Zweitens: Selbstzerstörung. Drittens: Zurück nach Oz.“

Wie erwartet, wurde keiner dieser Vorschläge mit Begeisterung aufgenommen.

„Viertens: Wir suchen einen Nebel oder dergleichen, wo wir uns verstecken können, bis es uns gelingt, die Tarnvorrichtung wieder zuverlässig arbeiten zu lassen.“

Die Gesichter der Anwesenden entspannten sich langsam, was Lairis mit einem halben Lächeln quittierte. „Ich sehe, es gibt einen Favoriten. Oder haben Sie bessere Vorschläge? Dafür wäre ich natürlich offen und dankbar.“

Eine halbe Minute des Schweigens zog dahin. Schließlich meldete sich Johnson. „Die Idee mit dem Nebel klingt vernünftig – allerdings sehe ich dabei zwei Probleme. Nummer eins: Dieser Nebel müsste eine hohe Dichte und ganz spezielle Zusammensetzung sowie hohe Gammastrahlenwerte aufweisen, damit er uns tatsächlich vor Sensorscans verbirgt. Zweitens: Wie kommen wir dort hin, ohne dass man uns vorher entdeckt?“

Lairis nickte betrübt. „Diese Probleme sind mir auch schon durch den Kopf gegangen. Für das zweite weiß ich, ehrlich gesagt, keine Lösung.“

„Wir können nur permanent den Raum überwachen und Haken schlagen, sobald irgendwelche Dominion-Schiffe in Sicht kommen“, meinte Wilbury.

Lairis nickte beipflichtend.

„Hoffen wir, die Technik macht uns keinen Strich durch die Rechnung“, warf Marc ein. „Die Schwerkraft des Gasriesen und die Phasenanomalien vorher haben eine ziemliche Spur der Verwüstung hinterlassen! Im Moment laufen die wichtigsten Systeme zwar stabil, aber ich habe die komplette Crew des Maschinenraums und ein paar Sicherheitsoffiziere im Einsatz, um sie permanent zu überwachen.“ Mit diesen Worten nickte er Jorana freundlich zu. „Danke übrigens, dass Sie uns Ihre Hilfe angeboten haben.“

„Keine Ursache“, gab die Bolianerin zurück.

„Sie sehen also die Gefahr, dass wir dem Feind nicht rechtzeitig ausweichen können, weil wichtige Schiffssysteme ausfallen?“, hakte Lairis nach.

Van den Kamp nickte.

„Überlegen Sie, ob Sie Ihre Ressourcen noch stärker bündeln können – zum Beispiel auf den Impulsantrieb, die Steuerung und die Plasmaverteiler“, schlug Lairis vor.

„Ja, das könnte was bringen“, erwiderte Marc.

„Was Problem Nummer eins angeht ...“ Johnson hob den Blick und sah Lairis durchdringend an. „Brauchen wir M’Rass.“

„Ihnen ist klar, dass Fähnrich M’Rass in einer Zelle sitzt?“, gab der Captain zurück.

Johnson verzog das Gesicht. „Ja, sie hat sich wirklich nicht den besten Zeitpunkt ausgesucht, um ihre Krallen zu wetzen. Nichtsdestotrotz ist sie diejenige, die am meisten von Nebeln, Raumanomalien, kosmischer Strahlung und dergleichen versteht.“

„Gut, ich hebe ihren Arrest vorerst auf.“ Lairis ließ den Blick durch die Runde wandern: „Falls niemand mehr etwas hinzuzufügen hat ...“ Alle schwiegen oder schüttelten den Kopf. „... halten Wilbury, Jerad und Jorana die Augen offen und berichten mir jede noch so unbedeutende Dominion-Aktivität. Orten Sie sämtliche Schiffe, ganz gleich ob Dominion oder nicht, und versuchen Sie deren Kurs zu extrapolieren. Ich rufe derweil M’Rass auf die Brücke, in der Hoffnung, dass sie einen Nebel findet, wo wir uns verstecken können. Johnson, Sie unterstützen

M'Rass bei der Datenauswertung. Lieutenant van de Kamp, Sie und Ihr Team konzentrieren sich voll auf die primären Schiffssysteme. Ihre Katze können Sie bei mir im Bereitschaftsraum lassen. Danke, Ladies und Gentlemen – wegtreten.“

Die Offiziere verließen nach und nach den Raum. Johnson zog sein Datenpadd vorsichtig unter Misty hervor, die halb das Köpfchen hob und schläfrig gurrte.

„Lieutenant Jorana – Sie bleiben bitte noch einen Moment.“

Die Bolianerin nickte und begab sich wieder auf ihren Platz.

Marc blieb in Türrahmen stehen und wandte sich besorgt um.

„Ich räume die Pflanzen weg, so lange Misty bei mir ist“, beruhigte ihn Lairis.

„Sie braucht alle zwei Stunden ihr Hypospray gegen die Übelkeit“, erklärte Marc. „Abgesehen davon ist sie pflegeleichter als sonst: Sie schläft fast nur. Aber sie darf sich nicht ihm Schlaf übergeben, daran könnte sie ersticken!“

„Das wird nicht passieren“, versicherte Lairis. „Ich passe gut auf die Kleine auf!“

„Daran hab ich keine Zweifel.“ Marc lächelte dankbar und ging zurück an die Arbeit.

Allein mit Jorana, setzte sich der Captain ihr gegenüber auf Johnsons früheren Platz. Während sie mit beiden Händen Misty kraulte, kam gleich zur Sache: „Vermuten Sie, dass Tharev zur Sicherheitszentrale unterwegs war, um dort das Kommando zu übernehmen?“

„Ich vermute es nicht nur – ich weiß es.“ Mit diesen Worten schob die Bolianerin dem Captain einen Datenchip herüber. „Als Tharev auf der Krankenstation aufwachte, war er – nun ja – nicht ganz bei sich. Er gab mir Befehle und tat so, als sei seine Suspendierung aufgehoben. Ich bin zum Schein drauf eingegangen. Ist alles hier gespeichert.“ Sie deutete flüchtig auf den Kristall.

„Sehr gut, machen Sie weiter so, dann haben Sie bald eine Beförderung verdient.“

Jorana lächelte geschmeichelt.

„Tharev allerdings ...“ Die Bajoranerin sprach den Namen mit sehr säuerlicher Miene aus. „... kann von großem Glück reden, wenn er nicht wegen Befehlsverweigerung vorm Kriegsgericht landet, sobald wir zurück im Alpha-Quadranten sind!“

Jorana nickte. Ihr Gesichtsausdruck zeigte widersprüchliche Emotionen. Obwohl sie einsah, dass der Captain Recht hatte, war Tharev ein Mann, mit dem sie lange und intensiv zusammengearbeitet hatte – noch bevor Lairis dieses Schiff übernommen hatte. Sicher, der Andorianer war arrogant und unbequem, doch er wusste, wie man kämpft – und Jorana hätte ihm liebend gern die Leitung des Sicherheitsdienstes überlassen.

Auch wenn sie gerade bewiesen hatte, dass mehr in ihr steckte, als sich sie selbst zutrauen wollte. Lairis schien jedenfalls an sie zu glauben.

Sie räusperte sich. „Captain, Tharev hat sich immerhin den Kopf angeschlagen und liegt mit einer Gehirnerschütterung auf der Krankenstation. Ich bin mir nicht sicher, ob er Herr seiner Sinne war, als er sich über Ihre Befehle hinweg setzte.“

„Das werden Dr. Tygins und T'Liza herausfinden“, erwiderte Lairis nüchtern. „Aber wie immer das Ergebnis aussieht, werde ich dafür sorgen, dass Tharev woanders hin versetzt wird. Ich brauche hier keinen Sicherheitsoffizier, der den Schiffsfrieden stört!“

„Und solange, wie wir im Gamma-Quadranten sind?“, hakte die Bolianerin zögerlich nach.

„Erst mal liegt er auf der Krankenstation und da bleibt laut Tygins auch noch ein paar Tage. Stellen Sie zwei Wachen neben seinem Bett ab, Lieutenant. Nur, damit er keine unautorisierten Spaziergänge mehr unternimmt.“ Lairis' Stimme klang hart.

„Aye“, antwortete Jorana und senkte den Blick.

„Sie haben jetzt die Gelegenheit, für Ihre Rolle als zweite stellvertretende Sicherheitschefin zu proben.“ Diesmal lächelte der Captain.

„Danke“, erwiderte Jorana verblüfft.

„Bisher haben Sie Ihre Sache gut gemacht und mein Gefühl sagt mir, dass Sie mich nicht enttäuschen werden. Ich verstehe auch, dass Sie Ihren Freund nicht in die Pfanne hauen möchten ...“ Lairis blickte ihr Gegenüber forschend an und hoffte, dass ihre Taktik die gewünschte Wirkung erzielte. Schließlich war sie selbst vor Jahren bei der Sicherheit gewesen und wusste, wie man unauffällig Befragungen durchführte.

Jorana runzelte die Stirn. „Freund? Lieutenant Tharev?“

„OK, wie Sie zueinander stehen, geht mich im Grunde nichts an ...“

Die Bolianerin musterte Lairis mit einem Anflug von Misstrauen. „Wie kommen Sie darauf, dass wir Freunde sind?“

„Nun ja ...“ Lairis zuckte die Schultern. „So sehr ich es bedauere, gibt es offensichtlich zwei Fraktionen innerhalb der Crew: Ich gehöre zu der einen – Sie und Tharev zur anderen.“

Joranas Stirnrunzeln vertiefte sich. „Sie denken also, dass alle, die von Edwardson rekrutiert wurden, zusammenhalten? Womöglich sogar gegen Sie?“

„Seit dieser Prügelei in der Offiziersmesse weiß ich ehrlich gesagt nicht mehr, was ich denken soll“, erwiderte der Captain unwirsch. „Ich hoffe ja, dass es das erste und letzte Mal soweit gekommen ist: Offiziere, die andere mobben oder soweit provozieren, bis sie ausrasten ...“

Jorana wandte den Blick ab und seufzte. Misty war aufgewacht und versuchte, ihr die blaue Farbe von der Hand zu lecken, was natürlich nicht funktionierte. So wurden die Augen des Kätzchens immer größer und nachdenklicher.

„Glauben Sie mir, Lieutenant, niemand wäre erleichterter als ich, wenn sich herausstellt, dass Tharevs Verhalten ein Ausrutscher war!“, fuhr Lairis fort. „Wir haben zurzeit alle nicht die beste Laune ... Trotzdem kann ich keine Disziplinverstöße durchgehen lassen!“

„Da würde Ihnen Tharev ausnahmsweise zustimmen“, meinte Jorana.

„Wie gesagt, dass Sie ihn in Schutz nehmen, verstehe ich.“

Die Bolianerin blickte an Lairis vorbei aus dem Fenster. Draußen türmten sich dunkelbraune Wolken auf und zerstreuten sich im nächsten Außenblick wieder. „Wann habe ich ihn je in Schutz genommen?“, entgegnete sie schließlich. „Ich stelle nur Tatsachen fest.“

„Eine Tatsache ist, dass sich Lieutenant Tharev mit der neuen Schiffsführung nur schwer anfreunden kann“, meinte Lairis. Ihr leicht provokanter Ton war Absicht.

„Lieutenant Tharev hatte schon immer Probleme mit Neuerungen“, versuchte Jorana die Aussage zu relativieren. „Außerdem hat seine Unzufriedenheit Gründe.“

„Er ist also unzufrieden“, griff Lairis den Faden auf. „Das hat er Ihnen erzählt?“

„Nicht mir persönlich“, erwiderte die Bolianerin spröde. „Tharev ist bei der Auswahl seiner Freunde ziemlich wählerisch, wissen Sie ... Aber ich saß ab und zu am Tisch, wenn er ...“

„Über mich und meine Führungsoffiziere hergezogen ist?“, bohrte der Captain nach.

Joranas Augen verengten sich einen Moment. „Er würde nie offen über seine Vorgesetzten herziehen!“ Nach einer winzigen Pause und einem durchdringenden Blick von Lairis fuhr sie fort. „Jedenfalls nicht so, dass man ihm einen Strick daraus drehen könnte. Er bewegt sich meisterhaft in der Grauzone, ohne jemals eine Grenze zu überschreiten: wenn er Anderen eins auswischen will, bringt er sie dazu, sich daneben zu benehmen, und findet selbst die besten Erklärungen für sein eigenes Verhalten.“

„So wie bei M’Rass“, stellte der Captain trocken fest. „Sind Sie sicher, dass er Andorianer ist, und kein Romulaner?“

Jorana schmunzelte wider Willen.

„Allerdings hat er diesmal eine Grenze überschritten“, meinte Lairis mit finsterem Blick. „So,

welche Gründe hat denn Tharev für seine Unzufriedenheit?“

Jorana räusperte sich. „Er hat gehofft, stellvertretender Sicherheitschef zu werden. Wilbury wollte ja auf die OPS, aber Sie haben sich für Vixpan entschieden.“

„Und Tharev macht Vixpan zum Sündenbock dafür, dass das Lametta an seiner Uniform zu wünschen übrig lässt“, vollendete Lairis den Satz. Das Wort „Sündenbock“ in Verbindung mit dem ziegenähnlichen Axanati brachte Jorana zum Grinsen.

„Danke, Sie können wegtreten, Lieutenant“, beendete der Captain das Gespräch. „Sie haben mir sehr geholfen.“

Jorana nickte, salutierte und verließ den Raum.

Mit Misty auf dem Arm trat Lairis an das große Panoramafenster. Die Wolken draußen waren verschwunden und es schien, als wäre die DEFENDER in ein Fass mit schwerem rotem Wein eingetaucht – bis die ersten Sterne aufglommen. Kein Zweifel, die Atmosphäre wurde allmählich dünner. Der Schwerkraft des Gasriesen waren Sie entkommen – aber in Sicherheit waren sie deshalb noch lange nicht.



Lairis setzte das Kätzchen behutsam auf dem Sofa im hinteren Bereich ihres Bereitschaftsraums ab, verabreichte ihr das Hypospray und strich ein paar Mal sacht über ihren Rücken. „Ich sehe gleich wieder nach dir – aber zuerst muss ich mich um deine große Schwester kümmern.“ Mit diesem Worten machte sie sich auf den Weg zum Zellentrakt.

Auf dem Gang begegnete sie T'Liza. „M'Rass freut sich bestimmt, wenn sie Auslauf bekommt“, meinte die Counselor nach ein paar einleitenden Höflichkeitsfloskeln.

„Das kann ich mir vorstellen“, erwiderte Lairis und schmunzelte. „Und, was ist Ihre fachkundige Meinung? Können wir M'Rass mit gutem Gewissen entlassen? Bleiben unsere Uniformen und Sesselpolster heil?“

„Ich wäre mit nicht so sicher wegen der Sesselpolster“, gab T'Liza zurück. „Aber, ehrlich gesagt, würde ich mir mehr Sorgen wegen Tharev machen.“

„Ich auch!“, pflichtete der Captain dem Counselor bei und gab ihr Gespräch mit Jorana in knappen Sätzen wieder.

„Ihre Entscheidung, Lieutenant Jorana die Leitung des Sicherheitsdienstes zu übertragen, war mutig, ehrlich gesagt“, erklärte die Vulkanierin offen.

„Sie ist die nächste in der Rangfolge nach Tharev. Außerdem wäre sie nicht Sicherheitsoffizier auf der DEFENDER, wenn sie auf brenzlige Situationen nicht vorbereitet wäre“, entgegnete Lairis. „Ich mag ja ab und zu an der Loyalität dieser Crew zweifeln – aber nicht an ihren Fähigkeiten.“

„Nach zwei Sitzungen, die ich bisher mit Jorana hatte, wurde klar, dass sie sich selbst, trotz ihrer Stärke, zu wenig zutraut. Das könnte ein Hindernis sein. Der Sicherheitschef ist eine Person, zu der die Leute in ihrer Verzweiflung aufschauen, an der sie sich festhalten, wenn alles um sie herum zusammenbricht. Diese Person sollte zumindest von sich selbst überzeugt sein, um die nötige Kraft auszustrahlen.“

„Sie hat es doch geschafft. Irgendwann ist es für uns alle das erste Mal, dass wir über uns hinauswachsen müssen.“ Lairis runzelte die Stirn. „Sie meinen also, Jorana hätte zu wenig Selbstvertrauen? Dafür hat Tharev meiner Meinung nach zu viel.“

„Verweigern Sie ihm deshalb eine Beförderung?“, fragte T'Liza unumwunden.

„Spielen Sie auf den letzten Personalbericht an?“, hakte Lairis nach. „Eine Beförderung, die

der Captain dem Sternenflottenkommando vorschlägt, muss mit einem neuen Aufgabenbereich für das entsprechende Crewmitglied verbunden sein. Die OPS war der einzige freie Offiziersposten zu dieser Zeit, Tharev hat sich nicht einmal dafür beworben.“

„Vixpan zunächst auch nicht. Aber Wilbury.“

„Ja, ich habe Vixpan dazu ermuntert“, erklärte Lairis. „Obwohl Wilbury auch keine schlechte Besetzung wäre, ist Vixpan mit seiner Zusatzausbildung als Kommunikationstechniker eindeutig im Vorteil. Ich halte ihn für den besten Mann an der OPS.“

Für mich und das Sternenflottenkommando ist das nachvollziehbar“, erwiderte die Vulkanierin ruhig. „Aber Tharev ist der festen Überzeugung, dass er aufgrund seiner Leistungen und seines Dienstalters ‚dran‘ wäre. Zumal sich seine Hoffnungen auf den Posten des Stellvertretenden Sicherheitschefs schon beim ersten Mal nicht erfüllt hatten.“

„Weil wir ihm Prescott vor die Nase gesetzt haben und Wilbury dadurch nicht aufrücken konnte“, begriff Lairis.

T'Liza nickte. „Nun hoffte Tharev ein zweites Mal auf Wilburys Posten, als sich Wilbury für die Leitung der OPS beworben hat. Aber daraus wird wieder nichts, denn sobald die DEFENDER in den Alpha-Quadranten zurückkehrt, wird Vixpan feierlich in den Rang eines Lieutenants erhoben und bekommt die OPS. Wilbury bleibt stellvertretender Sicherheitschef und Tharev ...“

Ja, der arme, benachteiligte Junge! Ich entschuldige mich aufrichtig dafür, dass ich ihm eine weitere Gelegenheit vermässelt habe, sich wichtig zu tun, dachte die Bajoranerin voller Sarkasmus. Laut sagte sie: „Wie Sie sehen, hat Tharev einen etwas problematischen Charakter – vorsichtig ausgedrückt. So etwas befördert man nicht – so was observiert man.“

„Da haben Sie zwar Recht, aber ...“ T'Liza räusperte sich. „Bei allem Respekt, Captain: Andorianer sind sehr ehrgeizig und verkraften Rückschläge weniger gut als viele andere humanoide Spezies. Tharev hat immerhin auf der DEFENDER angeheuert, um seine Karriere voranzutreiben – aber nun steckt seine Karriere fest, weil er auf der DEFENDER dient. Sein Wissen um die Tarnvorrichtung erschwert es ihm außerdem, das Schiff zu verlassen. Die nächsten zwei Monate kann er hier ohnehin nicht weg.“

„So wie wir alle.“ Lairis funkelte die Counselor herausfordernd an. Auf welcher Seite stand diese Frau eigentlich? Was wollte sie mit ihren Mitleidsbekundungen für diesen aufgeblasenen Andorianer erreichen? „Kritisieren Sie meine Personalpolitik?“, fragte sie ganz direkt.

„Das steht mir nicht zu“, antwortete T'Liza mit unbewegter Miene, ohne dem Blick des Captains auszuweichen. „Als Counselor bin ich jedoch dazu angehalten, einen Konflikt von mehreren Seiten zu betrachten. Wer sich damit begnügt, auf eine zweidimensionale Fläche zu starren, erkennt keine Tiefe. Tharevs Abneigung gegen Vixpan hat offensichtlich einen Grund. Erst wenn ich mir über diesen Grund im Klaren bin, kann ich versuchen, eine Lösung zu finden, die den beiden wenigstens eine friedliche Koexistenz ermöglicht.“

„Für die wenige Zeit, die Tharev noch an Bord bleiben wird.“ Lairis entschied sich für die Flucht nach vorn. „Möglicherweise war es ein Fehler, den Edwardson-Leuten keine Führungsstellen anzubieten. Vielleicht trage ich sogar die Hauptschuld an der Spaltung dieser Crew ...“

„Nicht Sie allein“, lenkte T'Liza ein. „Ich hätte als Counselor erkennen müssen, welches Konfliktpotenzial in dieser Konstellation schlummert.“

„OK, wir haben beide Fehler gemacht. Aber nun können wir nicht einfach zwei oder drei unserer Führungsoffiziere degradieren oder auf Selbstmord-Missionen schicken, damit ein paar Edwardson-Leute ihre Chance bekommen. Also müssen wir einen anderen Weg finden, die Crew zu versöhnen“, erwiderte Lairis in ihrer schwarzhumorig-trockenen Weise.

„Indem wir Tharev kaltstellen?“, hakte die Vulkanierin skeptisch nach.

„Ja“, erwiderte Lairis fest. „Bleibt er Teil der Crew, macht er nichts als Ärger. Ich halte ihn inzwischen für den giftigsten Pilz in der Suppe – wenn wir ihn nicht raus fischen, bevor es zu spät ist, haben wir früher oder später alle Bauchschmerzen und wissen nicht, wieso.“

„Die Frage ist nur: Wie verhindern wir, dass er sich zum ungerecht verurteilten Märtyrer hochstilisiert und damit noch mehr Einfluss gewinnt?“, gab die Counselor zu bedenken. „Dr. Tygins will ihn wegen schwerer Gehirnerschütterung erst mal eine Woche zur Beobachtung auf der Krankenstation behalten. Falls es tatsächlich zu einer Gerichtsverhandlung kommt, wird er sicher wegen seiner Kopfverletzung auf Unzurechnungsfähigkeit plädieren.“

„Es stimmt schon, dass er Jorana herumkommandieren wollte, *nachdem* er sich den Kopf angeschlagen hat – aber sein Quartier hat er *vorher* verlassen.“

„Es war ihm aber nicht verboten, sein Quartier zu verlassen, oder?“

„Doch“, antwortete Lairis. „Prescott hat angeordnet, dass er und M’Rass in ihren Quartieren bleiben, bis die Untersuchung abgeschlossen ist. Im Fall von M’Rass war sehr schnell klar, dass sie die Prügelei angefangen hat, und sie wanderte in den Arrest. Gegen Tharev läuft immer noch eine Ermittlung wegen übler Nachrede. Jetzt kommt noch Befehlsverweigerung hinzu. Ich hoffe, sein Quartier gefällt ihm.“

„Er könnte irrtümlich angenommen haben, dass er frei ist, weil keine Wachen vor seiner Tür standen“, überlegte T’Liza.

„Jorana hat sie abgezogen, damit sie van de Kamp bei der Überwachung der Schiffssysteme behilflich sind.“ Lairis’ Augen wurden schmal. „Wollen Sie damit andeuten, wir hätten keine Handhabe gegen Tharev?“

„Doch ... vielleicht. Aber die Beweise sind dünn.“ T’Liza blickte auf. „Sie denken, dass Sie die Crew nur ohne Tharev aussöhnen können. Aber vielleicht irren Sie sich und es geht nur mit ihm.“

Lairis dachte einen Moment nach. „Bringen Sie mir erst mal ein psychologisches Gutachten. Davon hängt ab, was ich mit ihm mache.“



Die Wege der beiden Frauen trennten sich. Lairis folgte dem schummerigen Korridor weiter in Richtung Sicherheitszentrale. Eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken. Nun, seit sie nicht mehr abgelenkt war, starrten die verbogenen Paneele und zerborstenen Leuchtkörper sie vorwurfsvoll an. Die Verwüstung, die ihr Abstecher in die Gasriesen-Atmosphäre hinterlassen hatte, wurde offensichtlich.

In der Sicherheitszentrale flackerte das Licht und es war so still, dass Lairis das Surren der Maschinen hinter der Wandverkleidung hörte.

Die Zellen waren leer, die Wachen verschwunden.

Der Captain atmete tief durch und tippte auf ihren Kommunikator: „Lairis an Jorana: Wieso ist Lieutenant M’Rass nicht in ihrer Zelle?“

„Lieutenant M’Rass wurde auf die Krankenstation verlegt, nachdem sie durch einen plötzlichen Schwerkraft-Schub gegen das elektrische Kraftfeld gedrückt wurde.“

„Geht es ihr gut?“, fragte Lairis besorgt.

„Sie erholt sich überraschend schnell“, antwortete die Bolianerin. „Aber Dr. Tygins will sie noch einen Tag zur Beobachtung behalten.“

„OK, danke für die Info“, erwiderte Lairis und machte sich umgehend auf den Weg zur Krankenstation.

Der sterile, weiße Raum war voller Patienten, von denen die meisten schliefen – aber zwei

waren offensichtlich hellwach.

„Sie haben wirklich das Beste verpasst, Fähnrich“, meinte ein menschlicher Mann, dessen rechtes Bein in einer hochmodernen, röhrenförmigen Bioregenerationsvorrichtung steckte.

„Das können Sie laut sagen, Commander Prescott“, antwortete die zweite Person, eine Caitianerin mit schwarzem Pelz. „Ich fühlte mich auf einmal fünfzig Kilo schwerer, während das ganze Schiff bebte und mir ein unerwünschtes Rendezvous mit einem Zehntausend-Watt-Kraftfeld verschaffte. Meine Pläne fürs Wochenende sahen jedenfalls anders aus.“

„Meine auch! Oder denken Sie, ich wollte durch die Decke fallen und mir ein Bein brechen?“ Prescott deutete missmutig auf die blinkende Regenerationsröhre. „Wegen unserer fantastischen Reise nach Oz will mein Knochenbruch einfach nicht heilen! Dr. Tygins meint, es dauert noch vier oder fünf Tage, bis ich wieder normal laufen kann.“

„Seien Sie froh, dass wir nicht vor dreihundert Jahren leben“, konterte die Caitianerin. „Dann würde es mehrere Wochen dauern!“

Prescott grinste flüchtig. „Sie haben ja recht, M'Rass. Aber wenigstens könnten Sie dann meinen Gips signieren – oder etwas mit Ihren Krallen rein ritzen.“

Die Ohren der Caitianerin klappten neugierig nach vorn.

„Verdammt, ich langweile mich“, murmelte der Sicherheitschef frustriert.

„Mit zwei Gefangenen in Ihrer Gesellschaft?“ scherzte M'Rass – und ihr Blick wanderte flüchtig zu dem augenscheinlich bewusstlosen Tharev neben ihr.

„Ich brauch was zu tun!“, knurrte Prescott.

„Wir können ja eine Runde dreidimensionales Schach spielen“, schlug die Caitianerin vor.

Prescott runzelte die Stirn. „Kennen Sie meine drei goldenen Regeln des Lebens? Erstens: Gehe nie ohne Phaser aus dem Haus. Zweitens: Stell keinen Axanati als Küchenchef ein und drittens: Spiele niemals Schach mit einem Wissenschaftler.“

M'Rass blinzelte. „Interessante Philosophie! Allerdings wüsste ich gern, ob mein Gehirn noch richtig funktioniert. Nach einem Schwerkraftanstieg auf fünf G und einem Stromschlag von mehreren tausend Volt ...“

„Sprechen können Sie immerhin noch“, entgegnete Prescott flapsig.

Die Caitianerin warf ihm einen finsternen Blick zu. „Ich habe in der Tat das Beste verpasst, Commander. Zu gern hätte ich ein paar Untersuchungen an diesem Gasriesen durchgeführt, wenn er uns schon beinahe plattmacht ...“

Prescott verdrehte die Augen. „Ihr verrückten Wissenschaftler! Ich war froh, als wir dieses Monstrum endlich lebend verlassen konnten!“ Nun wandte er den Kopf und blickte M'Rass durchdringend an. „Und dass Sie nicht mit Ihrem Teleskop spielen können, weil ich Sie verhaftet habe, sollte Ihnen eine Lehre sein, nie wieder einem Sicherheitsoffizier die Uniform vom Leib zu reißen.“

„Es sei denn, er will es so“, mischte sich plötzlich eine bekannte, weibliche Stimme ein.

„Captain!“ M'Rass sprang auf und salutierte.

Prescott wollte es ihr aus einem Reflex heraus gleich tun, aber sein gebrochenes Bein hielt ihn zurück. Vor Schmerz verzog er das Gesicht.

„Wie geht es Ihnen, Commander?“, fragte Lairis.

„Den Umständen entsprechend ... ganz gut“, erwiderte Prescott. „Mit etwas Glück bin ich in ein paar Tagen wieder im Dienst.“

„Das freut mich zu hören. Ich hatte schon befürchtet, ich muss die Brücke hier her verlegen“, gab Lairis trocken zurück. Dann wandte sie sich an M'Rass. „Ihr Arrest ist aufgehoben, Fähnrich.“

Ohren und Schwanz der Caitianerin richteten sich kerzengerade auf. „Sie meinen ... ganz und gar aufgehoben?“

„Wir können uns nicht leisten, Energie für das Kraftfeld ihrer Zelle zu verschwenden. Außerdem denke ich, Sie haben Ihre Lektion gelernt. Und mildernde Umstände.“ Bei diesen Worten schmunzelte der Captain. „Dr. Tygins hat bei Ihrer Untersuchung ein chemisches Ungleichgewicht in Ihrem Gehirn festgestellt. Sozusagen pubertätsbedingt.“

Der Schwanz der Caitianerin krümmte sich vor Verlegenheit.

Prescott warf ihr einen scheelen Blick zu. „Immerhin haben Sie Fell. Da sieht man die Akne nicht so leicht.“

M'Rass knurrte ihn leise an und der Captain lächelte breit. „Zeit, die Hormone in den Urlaub zu schicken, Fähnrich. Ich brauche Sie für eine wissenschaftliche Aufgabe.“

Der Ärger der Caitianerin verrauchte und ihr Interesse war augenblicklich geweckt. „Was für eine Aufgabe, Captain?“

„Sie sollen uns das Leben retten. Sobald Sie sich fit fühlen, melden Sie sich bitte auf der Brücke.“

„Ich fühle mich fit. Soll ich Sie begleiten?“, gab M'Rass prompt zurück und ihre Schwanzspitze tanzte erwartungsvoll über den Kissen.

Der Captain musterte sie skeptisch. „Sicher?“

M'Rass nickte und schnurrte dabei leicht. „Sicher!“

„Gut, dann hoffe ich, Dr. Tygins ist einverstanden. Sie wissen, dass ich hier nicht viel zu sagen habe, wenn es um medizinische Fragen geht“, erwiderte der Captain.

„Ach nö, Sie können mich doch nicht mit all den Schnarchnasen allein lassen, M'Rass“, protestierte Prescott.

„Dann schlage ich vor, Sie schnarchen auch ein bisschen, Commander. Das kann Ihnen nur gut tun“, meinte Lairis.

M'Rass hatte nur einen spöttischen Blick für den Mann übrig.

„Was sagt der Doktor eigentlich zu Tharev?“, fragte sie dann, an Lairis gewandt.

Das Lächeln wich augenblicklich aus der Miene des Captains. „Tygins konnte keine schwere Kopfverletzung feststellen. Das heißt, er war zurechnungsfähig. Falls sein Größenwahn nicht krankhafte Ausmaße angenommen hat.“

Als M'Rass der Bajoranerin folgte, warf sie einen letzten, verächtlichen Blick auf den reglosen Andorianer. Ihre Schwanzspitze kitzelte den Mann wie zufällig unter der Nase, aber weder Prescott noch Lairis bemerkten das schelmische Blinzeln der grün-goldenen Katzenaugen.

Tharev wurde von einem abrupten Niesanfall geschüttelt, sein Oberkörper fuhr hoch wie die Klinge eines Klappmessers.

„Ah, Sie sind wach Lieutenant“, bemerkte Prescott voller Befriedigung und richtete sich langsam auf. „Wir müssen uns nämlich über Einiges *unterhalten*.“

Also wurden die nächsten Stunden doch nicht so langweilig, wie der Sicherheitschef befürchtet hatte.

Kapitel 5: Ex Astris Scientia

Captain", rief Ensign M'Rass, die vor knapp drei Stunden von Dr. Tygins in den aktiven Dienst zurückgeschickt worden war. Natürlich unter grummelndem Protest des Doktors. Seit dem saß sie hinter der wissenschaftlichen Konsole und wertete mit Commander Johnsons Hilfe die Daten der Sensoren aus.

Der ältere Offizier war immer wieder verblüfft, wie konzentriert die Caitianerin arbeiten konnte, wenn sie von einer Aufgabe fasziniert war. Oder wenn Leben von ihr abhingen, wie in diesem Fall. Wahrscheinlich ließ sich M'Rass nicht mal von einer Bombe ablenken, die direkt neben ihr explodierte, vermutete Johnson.

Und das war gut so, denn in den letzten zwei Stunden waren schon wieder drei Plasmaverteiler und das Kühlsystem des Fusionsreaktors ausgefallen. Die Crew verdankte Lieutenant van de Kamps Team, dass nichts Schlimmeres passiert war und alle Schäden in letzter Minute behoben werden konnten. Sogar die härtesten Anhänger der „Edwardson-Fraktion“ mussten dem Chefindingenieur Anerkennung zollen, denn sein Improvisationstalent hätte selbst den legendären Scotty beeindruckt. Nicht jeder wäre auf die Idee gekommen, den überhitzten Reaktorkern einfach in den Weltraum hinaus zu stoßen, mit einem Traktorstrahl hinter sich her zu ziehen und zurück an Bord zu holen, sobald das Kühlsysteme wieder funktionierten.

Zur Zeit flog die DEFENDER mit den Manövrierdüsen und der puren Trägheit. Lieutenant van de Kamp hatte den Reservewarpkern als zusätzliche Energiequelle angezapft, da der normale Warpkern auch nicht mehr zuverlässig funktionierte.

Aber dann häuften sich die Überlastungen der Plasmaverteiler und der Captain befahl schweren Herzens die Abkopplung des Reserve-Warpkerns von der Energieverteilung. Nun waren sie auf Notenergie angewiesen und die – so wussten alle – reichte maximal einen Tag. Die Temperatur auf der Brücke sank unter zehn Grad Celsius, einige Offiziere hatten sich in Decken gewickelt und froren dennoch.

„Schade, dass die Replikatoren abgeschaltet sind“, meinte Wilbury und rieb sich die kalten, steifen Finger. „Ich könnte jetzt einen Glühwein vertragen.“

„Das ist ein Kriegsschiff, kein Weihnachtsmarkt, Lieutenant“, konterte Lairis. „Aber falls Sie einen heißen Tee oder Kaffee möchten – ich habe einen Wasserkocher in meinen Büro.“

„Einen was?“, fragte Wilbury ungläubig.

„Einen batteriebetriebenen Wasserkocher, Teebeutel und Instant-Kaffeepulver. Manchmal bin ich altmodisch. Sie sehen ja, wie störanfällig die moderne Technik sein kann.“

„Sie geht gern auf Trödelmärkte“, mischte sich Jerad mit einem Lächeln ein.

„Ja, ein Kaffee wäre auch nicht schlecht.“ Wilbury nickte dem Captain dankbar zu.

Lairis warf einen Blick in die Runde. „Wer noch?“

„Captain?“, wiederholte die Caitianerin eindringlich.

„Kaffee oder Tee, M'Rass?“

„Ein Schokomilchnebel!“

Lairis hob die Augenbrauen. „Ich fürchte, damit ist mein Wasserkocher überfordert.“

M'Rass schüttelte heftig den Kopf und ihr Schwanz bewegte sich synchron dazu. „Die wissenschaftliche Bezeichnung ist ACX-237. Umgangssprachlich heißen sie Schokomilch-Nebel, wegen ihrer bräunlichen Farbe. Außerdem sind sie fast undurchdringlich für Sensoren. Eben trübe wie Milch“, erklärte die junge Astrophysikerin eifrig. Ihre Krallen melkten die Sitzpolster, bis der Schaumgummi herausquoll.

Damit hatte sie Lairis' volle Aufmerksamkeit. Der Captain studierte mit leuchtenden Augen die Daten auf M'Rass Konsole. „Gute Arbeit, Fähnrich! Wie weit ist dieser Nebel entfernt?“

M'Rass ließ den Schwanz hängen, ihr Enthusiasmus war plötzlich gedämpft. „Zwei Lichtjahre.“

Lairis unterdrückte einen Fluch. „Mit Warp kein Problem.“ Dann fiel ihr Blick auf die geschundenen Sitzpolster und sie stieß einen Laut irgendwo zwischen Seufzen und Knurren aus. „Müssen Sie deswegen gleich die Möbel kaputtmachen, Fähnrich?“

„Oh“, M'Rass bemerkte zum ersten Mal, was sie angerichtet hatte. „Entschuldigung, Captain, ich war so aufgeregt“, gab sie kleinlaut zurück.

„OK, ich kümmere mich inzwischen um den Kaffee“, beschloss Wilbury und bat einen weiblichen Petty Officer, ihm zu helfen. „Bin gespannt wie dieser Wasserkocher funktioniert ...“

„Wasser auffüllen und Schalter drücken“, gab Lairis zurück. Dann kontaktierte sie den Maschinenraum. „Lieutenant van de Kamp, könnten wir einen etwa zehnminütigen Warpsprung riskieren, ohne dass uns das Schiff um die Ohren fliegt?“

„Mit dem normalen Warpcoren auf keinen Fall!“, gab van de Kamp sofort zurück. „Während die Tarnvorrichtung verrückt spielte, hat offenbar die Steuerung der Materie-Antimaterie-Eindämmung etwas abbekommen. Hätte Sovrek nicht rechtzeitig gemerkt, dass die Barriere anfängt zu fluktuieren, wären wir alle nicht mehr hier!“

Lairis bekam eine Gänsehaut bei diesen Worten. Nicht zum ersten Mal in diesen Tagen war der Tod knapp an ihnen vorbei marschiert und hatte sie fast unmerklich mit der Sense gestreift. „Was ist mit dem Ersatzwarpcoren?“, fragte sie.

„Den können wir erst wieder in Betrieb nehmen, wenn wir alle von Oz zermatschten Plasmaverteiler ausgewechselt haben“, antwortete der Ingenieur.

„Wie lange würde das dauern?“

„Schwer zu sagen. Acht Stunden ... mindestens.“

Die Bajoranerin seufzte leise. „Also schön, dann hat das jetzt oberste Priorität. Beten wir, dass in dieser Zeit keine Dominion-Schiffe auftauchen!“

„Captain, darf ich fragen, warum der Warptrieb auf einmal solche Priorität hat? Haben wir etwa einen Nebel gefunden, wo wir uns verstecken können?“, wollte van de Kamp wissen.

„Ja, M'Rass hat etwas gefunden.“

„M'Rass ...“ Marcs Stimme bekam einen fast schwärmerischen Klang. „Sie ist in der Tat eine Bereicherung für diese Crew.“

„Das ist sie. Aber Sie haben schon eine Katze zum Streicheln“, zog ihn Lairis auf.

„Zu Hause hatte ich meistens zwei oder drei“, gab Marc ebenso launig zurück.

„Schön. Aber gekuschelt wird erst, wenn wir Warp haben. Und Impuls. Lairis Ende.“



Anderthalb Stunden später rief der Captain Jerad, Johnson, Wilbury und M'Rass in den Konferenzraum. Alle hielten Becher mit heißem Kaffee oder Tee in der Hand – bis auf M'Rass, die versicherte, ihr Pelz würde sie genügend wärmen.

Das Deckenlicht leuchtete so spärlich, dass Lairis kurzerhand ein paar Kerzen anzündete, die sie aus einem hinteren Winkel ihrer Schreibtischschublade zauberte.

Wilbury grinste flüchtig. „Kein Weihnachtsmarkt, Captain?“

„Sicher nicht, denn soviel ich weiß, gibt es zu Weihnachten Geschenke“, gab Lairis mit einem halben Lächeln zurück. Dann wandte sie sich an die Caitianerin. „Was haben Sie inzwischen über diesen Nebel rausgefunden, Fähnrich.“

„Nach allen Daten, die ich bisher sammeln konnte, handelt es sich um ein außerordentlich

seltene und faszinierendes astronomisches Phänomen“, antwortete die Caitianerin mit einem schnurrenden Unterton. Das Licht der Kerzen spiegelte sich in ihren großen goldenen Augen und verlieh ihnen einen beinahe magischen Glanz. „Eine erste Analyse der Langstreckensensoren hat ergeben, dass dieser Nebel kein Überbleibsel einer Supernova ist. Dafür ist das Strahlungsniveau in der Umgebung viel zu niedrig. Es gibt nur eine punktuelle Gammastrahlenkonzentration. Wir vermuten an der Stelle einen Stern, wahrscheinlich ein weißer oder blauer Riese. Allein das spricht gegen eine Supernova.“

„Wieso?“, fragte Wilbury.

M'Rass blickte ihn sekundenlang an, als sei er leicht beschränkt. „Ganz einfach: Der Stern ist noch da, also kann er nicht explodiert sein. Und auch kein anderer in seiner unmittelbaren Nähe.“

„Aber ist ein hohes Gammastrahlen-Niveau nicht Voraussetzung, um uns vor den Sensoren der Jem'Hadar abzuschirmen?“, hakte Jerad nach.

„Eine von mehreren Voraussetzungen“, stellte die Caitianerin richtig.

Wilbury und Johnson hielten derweil ihre steif gefrorenen Finger über eine Kerzenflamme.

„Aber wenn der Nebel nicht durch eine Supernova entstanden ist – wie dann?“, wollte Lairis wissen.

M'Rass atmete tief durch. Ihre Schwanzspitze vollführte einen kühnen Looping und kam einer der Kerzen gefährlich nahe. „Ich tippe auf eine Gasriesenkollision.“

Lairis und Jerad tauschten einen erstaunten Blick.

„Neben Wasserstoff und Helium wurde eine hohe Konzentration von Methan, Ammoniak und Phosphor gemessen. Außerdem Spuren von Eisenerz und diversen anderen Metallen. Insofern war mein erster Eindruck, dass es sich um einen Stellarnebel der Klasse ACX-237 handelt, falsch. Kein Stern weist solche Elemente auf!“

„Eisenerz in einem Gasriesen?“ wunderte sich Wilbury. „Ich bin zwar kein Astronom, aber ist das nicht eher ungewöhnlich?“

„Wir gehen davon aus, dass die Monde der beiden Gasriesen bei der Explosion vaporisiert worden sind und ihre Teilchen sich in alle Richtungen zerstreut haben“, erklärte Johnson.

„Sie haben die chemische Zusammensetzung auf eine Entfernung von zwei Lichtjahren messen können?“, staunte Jerad und nippte an seinem Tee.

M'Rass nickte. „Das spricht für eine außergewöhnlich hohe Dichte dieses Nebels.“

„Falls hier zwei Gasriesen kollidiert sind, waren es Planeten mit der acht- bis zehnfachen Masse des Jupiter“, schaltete sich Johnson ein. „Wir können also damit rechnen, dass durch den Crash ein neuer Stern entstanden ist, höchstwahrscheinlich ein roter Zwerg.“

„Sie wollen damit sagen, inmitten dieses Nebels befindet sich ein binäres Sternensystem – und unsere Sensoren bekommen das nicht gepeilt?“, stellte Wilbury mit großen Augen klar.

„Das ist ja alles ganz faszinierend – aber wie können wir sicher sein, dass uns die Jem'Hadar dort nicht entdecken?“, dämpfte Lairis den Eifer der beiden Wissenschaftler.

„Der Nebel erstreckt sich über ein ziemlich begrenztes Territorium, knapp zwei mal größer als das terranische Sonnensystem. Optisch hat er etwa die Form eines Wasserballs, aus dem ein wenig Luft abgelassen wurde. Und ja, unsere Sensoren sind nicht in der Lage, exakt festzustellen, was sich im Inneren befindet“, gab Johnson zurück. „Wenn sich dort eine Sonne erfolgreich verstecken kann, schafft es auch ein Schiff wie die DEFENDER.“

„Nun ja ...“ Captain Lairis' Blick verlor sich einen Moment nachdenklich im flackernden Kerzenlicht. „Das sind bis jetzt alles nur Hypothesen. Aber soweit ich sehe, ist dieser interstellare Wasserball unsere einzige Chance. Also setzten wir Kurs dorthin, sobald Warp und Impuls wieder funktionieren.“ Ihr Blick wanderte zu Lieutenant Wilbury. „Was sagt die taktische Analyse?“

Der amtierende Taktische Offizier brachte ein leicht missglücktes Lächeln zustande. „Ich habe zwar auch nur Hypothesen zu bieten, was die Flugrouten der Jem'Hadar angeht – aber dieser Raumsektor scheint für das Dominion gerade völlig uninteressant zu sein. Warpsignaturen sind im Subraum bis zu acht Wochen nachweisbar – und ich entdecke im Umkreis von zehn Parsec überhaupt keine.“

„Gut“, erwiderte Lairis sichtlich entspannter. „Was ist mit Nicht-Dominion-Schiffen?“

Wilbury schüttelte den Kopf. „Andere warpfähige Zivilisationen scheint es im ganzen Gamma-Quadranten nicht zu geben, Captain. Jedenfalls in dem Teil, der uns bekannt ist.“

„Ja, das leuchtet mir ein“, meinte die Bajoranerin mit einem Hauch von Sarkasmus. Nach allem, was sie – auch aus eigener, leidvoller Erfahrung – über das Dominion wusste, wurden andere hoch entwickelte Spezies entweder eingemeindet, versklavt oder vernichtet.

„Genau gesagt, gibt es überhaupt keine bewohnten Welten, soweit unsere Langstreckenscanner reichen“, fuhr Wilbury fort. „Planeten – ja. Aber alles tote Felsen.“

M'Rass klappte mit scharfem Blick die Ohren nach vorn. „Das bedeutet, entweder hat sich in dieser Ecke des Weltraums kein Leben entwickelt – was nach der Genesis-Theorie von Ten'Ahral äußerst unwahrscheinlich wäre, oder ...“ Das Fell der Caitianerin sträubte sich leicht. „Das Dominion hat hier bereits für Ordnung gesorgt.“

Alle schwiegen einen Moment. In den unstillen Kerzenflammen knisterten die Spannung und das Unbehagen fast hörbar.

„Wir wissen immer noch nicht, was in diesem Nebel ist“, gab Johnson zu bedenken.

„Das werden wir ja bald herausfinden“, meinte Lairis. „Halten Sie mich auf dem Laufenden, sobald Sie etwas Neues über den Nebel oder die Truppenbewegungen des Dominion in Erfahrung bringen können. Wegtreten.“

Nach und nach verließen die Offiziere den Raum. Nur Jerad blieb und seine Augen wurden einen Moment schmal. „Ilana, was tun wir, wenn uns ein ziviles Schiff in die Quere kommt?“

Lairis seufzte. Offenbar gefiel sich der Trill bei dieser Mission in der Rolle des notorischen Skeptikers, der unbequeme Fragen stellte. „Ich bete, dass wir nicht in dieses Dilemma geraten“, knurrte sie, verschränkte die Arme vor der Brust und starrte sekundenlang ins All. „Das könnte sich – nach allem, was Wilbury eben gesagt hat – nur um ein Schiff der Karemna oder irgendwelcher anderen Vasallen der großen Karamellsuppe handeln. In dem Fall sehe ich leider keinen Spielraum. Ich fürchte, wir müssen sie behandeln wie Jem'Hadar“, überlegte sie.

Was ihr einen schockierten Blick ihres Ersten Offiziers einbrachte. „Ilana, bei allem Respekt, wir können doch nicht einfach Zivilisten ...“

Sein Protest wurde von einem warnenden Augenfunkeln der Bajoranerin abgeschnitten. „Commander, was denkst du, was diese sogenannten Zivilisten machen, wenn sie ein Föderationsschiff widerrechtlich in ihrem Gebiet rumfliegen sehen? Uns zu Tee und Keksen einladen, weil wir so weit weg von der Heimat sind? Nein, sie rufen wahrscheinlich die Jem'Hadar. Oder fliegen nach Hause, wo ein Vorta als Erstes ihre Datenbanken und Sensorenlogbücher kassiert. So läuft es nämlich in dieser glücklichen Familie.“

Jerads Miene verfinsterte sich noch mehr. „Du ziehst nicht mal in Betracht, dass sie vielleicht mit sich reden lassen?“

Lairis runzelte die Stirn. „Für den unwahrscheinlichen Fall, dass sie mit sich reden lassen und ihre Datenbank löschen – und wir uns auch darauf *verlassen können* – würde ich selbstverständlich ... meinen Plan überdenken.“

Jerads Züge entspannten sich ein wenig. „Die Besatzung eines kleineren Schiffes könnten wir vielleicht gefangen nehmen und das Schiff anschließend zerstören“, schlug er vor.

Lairis sah nicht überzeugt aus. „Und was machen wir dann mit ihnen? Unsere Ressourcen sind zur Zeit nicht gerade üppig, die Energie reicht kaum für unsere eigene Crew! Bis die

DEFENDER wieder so weit in Schuss ist, dass wir alle Replikatoren in Betrieb nehmen können, vergehen schätzungsweise Wochen! Wovon sollen wir also ein paar Dutzend Karemma durchfüttern? Oder setzen wir sie auf dem nächstbesten Planeten aus, damit sie irgendwann vom Dominion abgeholt werden? Lassen wir sie aus purer Nettigkeit weiterfliegen – auch auf die Gefahr hin, dass der Feind von einem unserer bestgehüteten militärischen Geheimnisse Wind bekommt? Dann bringen wir nicht nur uns in Gefahr, sondern die gesamte Föderation! Tut mir Leid, aber soviel ist mir mein reines Gewissen nicht wert!“ Ihr Ton gewann mit jedem Satz an Schärfe – aber auch unterschwelliger Verzweiflung.

„Nun ja ...“ Mit einem Ausdruck der Ratlosigkeit kratzte sich der Trill am Hinterkopf. „Ein paar Dutzend dürften in der Tat schwierig zu händeln sein.“

„Und wo willst du die Grenze ziehen?“, überlegte der Captain bedrückt. „Ab welcher Größe machen wir die Quantentorpedos scharf und schießen das Schiff samt Besatzung ab? Oder beamen wir vorher noch eine Handvoll an Bord – sagen wir, jeden dritten? Ich kenne da ein paar nette Abzählreime aus meiner Kindheit ...“

Der Trill blickte seine Kommandantin an, als hätte er eine Fremde vor sich. Eine gefährliche, unberechenbare Fremde. „Wie kannst du nur so zynisch sein“, erwiderte er enttäuscht.

„Denkst du, eine Entscheidung dieser Art macht mir keine Bauchschmerzen?“; entgegnete der Captain aufgebracht. „Allein solchen Mist in Erwägung zu ziehen, lässt mich kaum noch schlafen! Glaub mir, ich grübele schon seit Tagen darüber nach, wie ich mein Schiff und meine Crew heil durch dieses Desaster bringe – und am Ende trotzdem in den Spiegel gucken kann, ohne zu kotzen! Leider habe ich nicht für alles einen ethisch sauberen Plan in Petto und kann nur hoffen, dass der Kelch an mir vorüber zieht!“ Lairis hielt inne und legte eine Hand auf die Schulter ihres Ersten Offiziers. Etwas sanfter fuhr sie fort: „Jerad, ich schätze dich wirklich als meine Ethikkommission auf zwei Beinen – aber die Sternenflotte hat schon gewusst, warum sie keinen Jean-Luc Picard auf die Brücke dieses Schiffes gesetzt hat.“ In der winzigen Pause, die sie vor dem nächsten Satz einlegte, wurden ihre Augen stumpf. „Er wäre zu schade dafür.“

„Nein!“ Jerad schüttelte immer wieder den Kopf. „Du als Werkzeug für die Drecksarbeit der Sternenflotte? Das gefällt mir gar nicht!“

„Mir auch nicht!“, gab Lairis unwirsch zurück. „Also, falls du eine bessere Idee hast ...“

„Mit den Karemma?“ Der Trill seufzte resigniert. „Im Moment nicht. Ich denke zwar, dass Lieutenant van de Kamp den Warpkern bald wieder an die Energieversorgung koppeln kann ... trotzdem sind die Schäden, die der Gasriese angerichtet hat, beträchtlich. Die Replikatoren werden in erster Linie gebraucht, um Ersatzteile zu produzieren.“

Lairis nickte. „Und dann ist da immer noch die Tarnvorrichtung ...“

„Es gibt genügend Sicherheitsmaßnahmen, um das Teil vor Besuchern zu verstecken.“

„Wenn es Besucher aus dem Dominion sind, möchte ich das Risiko trotzdem nicht eingehen!“

„Du hast ja recht, Ilana“, lenkte Jerad ein. „Wir haben Wichtigeres zu tun, als über ein hypothetisches Dilemma zu diskutieren.“

„In der Tat!“, meinte Lairis. „Ich werde gleich nach Misty sehen.“

Mit diesen Worten blies sie die Kerzen aus. Filigrane blaugraue Schleifen zeichnete der Rauch in die Dunkelheit, die kaum von der schwachen Deckenbeleuchtung erhellt wurde.

Der Weltraum hinter dem Fenster sah schwarz und kalt aus.



Weniger als vier Stunden später verkündete Marc, dass das Schiff zum Warpsprung bereit sei – was ihm von Varla den Spitznamen Scotty 2.0 einbrachte.

Van de Kamps Andorianische Stellvertreterin war wieder im Dienst und bedachte ihren Chef mit

einem ironischen Lächeln. „Gib es zu – du wusstest insgeheim, dass wir keine acht Stunden brauchen. Du willst der Ingenieur sein, der Wunder vollbringen kann.“

„Das bin ich doch schon“, scherzte Marc. „Nein, im Ernst: Ich habe eigentlich mit einem halben Tag gerechnet. Aber ihr habt alle miteinander so tolle Arbeit geleistet, dass wir in der Hälfte der Zeit fertig geworden sind.“ Besonders Varlas vorzeitige Entlassung aus der Krankenstation erwies sich für alle als wahrer Glücksfall.

Die Andorianerin lächelte geschmeichelt. „Danke, Chef. Wir tun, was wir können.“

„Sie sind brilliant, van de Kamp!“, bemerkte auch Lairis von der Brücke aus. „Dann setzten wir Kurs auf den Nebel, Warp drei. „Lieutenant Wilbury, geben Sie Gelben Alarm.“

„Aye.“ Wilbury nickte. „Wir wissen ja nicht, was sich in der Suppe versteckt.“

Der Warpkerne leuchtete auf und Marc lächelte versonnen. Wie lange hatte er dieses pulsierende blaue Licht und den monotonen Gesang von Materie und Antimaterie vermisst? Es mochte schrullig anmuten, aber ohne funktionierenden Warpkerne fühlte sich der Ingenieur in seinem Maschinenraum nicht zu Hause. Das war, als hätte man in seinem Wohnzimmer den Couchtisch zertrümmert und die Tapete von den Wänden gerissen.

Nach wenigen Minuten war die DEFENDER am Ziel. Ein bräunlich-gelber, leuchtender Nebel füllte den Hauptbildschirm auf der Brücke und alle anderen Bildschirme, die auf diesem Schiff die Fenster ersetzten.

„Er ist wunderschön!“, rutschte es Lairis heraus.

Widerspruch hörte sie nicht.

„Er ist einmalig!“, schnurrte M'Rass, die mit riesigen leuchtenden Augen auf den Monitor starrte, während ihre Krallen schon wieder ekstatisch den Polsterbezug löcherten.

„Fähnrich, nein!“, zischte Lairis, unhörbar für die anderen. „Wenn dieser Nebel Sie derart in Begeisterung versetzt, dann ziehen Sie bitte Handschuhe an – oder Sie kriegen einen Gartenstuhl aus Plastik!“

M'Rass zog beschämt ihre Krallen ein.

„Was sagen die Sensoren?“

„Ich bekomme immer noch keine Ergebnisse, Captain“, antwortete die Caitianerin.

„Sehr gut!“ Lairis sah äußerst zufrieden aus. „Das heißt, die Jem'Hadar werden uns da drin nicht so leicht finden ... Also, sehen wir uns die Wundertüte mal von innen an. Fähnrich Wheeler, halten Sie den Kurs, viertel Impuls.“

„Schilde auf siebenundneunzig Prozent, Waffen bereit“, meldete Wilbury.

Lairis zeigte mit einem kurzen Nicken, dass ihr das genügte.

Die U.S.S. DEFENDER tauchte in den goldenen Nebel und alle Brückenoffiziere beobachteten gebannt den Hauptbildschirm. Mehrere Schichten brauner, oranger und gelblicher Schleierwolken türmten sich übereinander. Sie lichteten sich erst nach mehreren Kilometern.

„Captain, ich registriere Einschläge von winzigen Meteoriten, die meisten kaum größer als Pflastersteine ... unsere Schilde stecken das locker weg“, berichtete Wilbury.

„Diese Mini-Meteoriten sind sehr reichhaltig an Eisen-, Uran- und Belariumerz“, meldete M'Rass. „Damit wären unsere Sensoren hier völlig für die Sandkiste.“ Die Caitianerin blickte auf und blinzelte zufrieden. „Die unserer Feinde allerdings auch.“

„Sehr gut!“, wiederholte Lairis.

„Wie hast du dann die Zusammensetzung dieser Brocken festgestellt?“, wunderte sich Fähnrich Vixpan, der links neben M'Rass an hinter der OPS saß.

„Johnson hat ein paar dieser Steine per Traktorstrahl an Bord holen lassen. Er hat mir eben eine Nachricht geschickt“, erklärte die Caitianerin.

Der Captain lächelte. „Nicht schlecht!“

„Fähnrich, Sie hatten offensichtlich Recht mit Ihrer Theorie von der Sonne inmitten des

Nebels“, schaltete sich Wilbury ein und deutete auf den Monitor.

Vor dem goldbraunen Hintergrund erschien ein weißer Stern und wurde allmählich größer.

„Zwei Sonnen“, korrigierte M'Rass.

In der Tat löste sich von dem strahlenden weißen Licht ein weiteres: zunächst winzig und schwach, mit bloßem Auge kaum erkennbar.

„Ein roter Zwerg“, meinte die Caitianerin. „Wir haben es hier mit einem binären Sternensystem zu tun. Zwei Sonnen – drei Planeten. Nein ...“ nach einem Blick auf die Anzeigen korrigierte sie sich. „Vier.“

„Die Sensoren funktionieren wieder?“, vergewisserte sich Lairis, die hinter der Wissenschaftlerin stand und ihr neugierig über die Schulter blickte.

„Mal mehr, mal weniger“, erwiderte M'Rass. „Der Nebel lichtet sich, je mehr wir uns dem Kern des Systems nähern, aber seine Partikel schwirren im ganzen System rum und verursachen ab und zu mal Interferenzen. Ich muss die Kalibrierung ständig anpassen.“ Sie blickte auf und ihre Schwanzspitze zitterte vor Erregung. „Das eigentlich Faszinierende sind die Planetenbahnen: drei der vier Planeten kreisen um den weißen Riesen – der vierte um den roten Zwerg, welcher seinerseits auch um die weiße Sonne rotiert.“ Auf Lairis' fragenden Blick erklärte sie: „Der Rote Zwerg kreist um den weißen Riesen wie ein Planet – während der vierte Planet den roten Zwerg umkreist wie ein Mond.“

„Also ist es tatsächlich so, dass die Zwergsonne bei der Gasriesenkollision entstanden ist, von der Sie gesprochen haben?“, hakte Lairis nach.

„Das ist nur eine Hypothese“, wiegelte die Caitianerin ab. „Allerdings sprechen etliche Fakten dafür, dass so etwas passiert ist: Als die beiden Gasriesen zusammen gekracht sind und gezündet haben, könnte die frischgebackene neue Sonne wohl durch ihre Anziehungskraft den vierten Planeten eingefangen haben. Dieser Planet hat keine Monde, was ebenfalls ungewöhnlich ist. Ich nehme an, die wurden durch die Schockwelle bei der Kollision aus der Bahn geworfen oder vaporisiert – ebenso wie die Monde der beiden ursprünglichen Gasriesen. Hinter der Umlaufbahn des dritten Planeten gibt es einen Asteroidengürtel von eher geringer Dichte.“ M'Rass holte tief Luft, begleitet von heftigem Schwanzwedeln. „Captain, eine solche Konstellation kommt nur in einem von tausend Sternensystemen vor! Wenn sich jetzt noch herausstellt, dass auf dem vierten Planeten Leben existiert hat, stehen wir hier vor einer bahnbrechenden Entdeckung, dem ganz großen Wurf!“ Die Begeisterung in ihrer Stimme, getragen von einem schnurrenden Mezzosopran, wirkte ansteckend.

„Fähnrich Vixpan, zoomen Sie das Bild auf dem Hauptmonitor näher ran“, befahl Lairis und ihre Worte wurden untermalt von einer Melodie freudiger Erregung.

Als die Sonnen und Planeten auf dem Schirm Gestalt annahmen, stießen manche der Anwesenden ein andächtiges „Ah“ und „Oh“ aus, als hätten sie noch nie ein binäres Sternensystem in Natura gesehen. Für Einige mochte das sogar zutreffen – doch Lairis glaubte den wahren Grund für die Faszination ihrer Offiziere und Crewmen zu kennen. Die leuchtenden Sonnen, Planeten und Monde vor dem orange-braun-goldenen Nebel waren nicht nur ein selten schöner Anblick. Sie zeigten den Männern und Frauen auf der Brücke der DEFENDER, weshalb sie eigentlich zur Sternenflotte gegangen waren: um zu forschen. Dorthin vorzudringen, wo noch nie ein Mensch, Bajoraner oder Trill zuvor gewesen war.

Wissenschaftliche Ambitionen waren selbst dem Captain nicht fremd – doch das Schicksal hatte einen anderen Weg für sie vorgesehen.

„Wow!“, murmelte Jerad.

Auch er vergaß in diesem Augenblick das Dilemma, in dem sie alle steckten.

Der Captain wandte sich lächelnd an M'Rass. „Sie haben nur den vierten Planeten erwähnt – was ist mit den anderen drei?“

„Die Scanergebnisse sind lückenhaft, allerdings ist bei den Umweltbedingungen Leben eher unwahrscheinlich“, antwortete die Wissenschaftlerin.

Lairis beugte sich interessiert vor. „Aber der Vierte könnte Klasse M sein?“

„Schwer zu sagen.“ Die Caitianerin atmete tief durch. „Planet vier ist ein Mysterium. Unsere Sensoren dringen leider keine tausend Meter in die Atmosphäre vor. Es gibt zu viele Ionenstürme, hinzu kommen die Störpartikel des Nebels, die um den Roten Zwerg besonders heftig konzentriert sind. Unter dieser Wolkenmasse könnte sich ein Dämon-Planet verstecken – oder auch eine fröhliche Prä-Warp-Zivilisation.“

Die Augen des Captains leuchteten, was Jerad ein kleines Lächeln entlockte. „Gibt es einen Weg, das Mysterium zu knacken?“

„Wie gesagt, M'Rass und ich können immer nur wieder die Sensoren recalibrieren, damit sie von den Interferenzen des Nebels weniger beeinträchtigt werden. Was die Wolkenschicht des Planeten angeht, können wir nur auf eine vorübergehende Wetterbesserung hoffen ... oder wir versuchen es mit einer Ultraschall-Abtastung“, antwortete Vixpan. „Das Ergebnis wäre zwar nicht sehr genau, aber wir wüssten zumindest, ob es sich um einen Klasse-M-Planeten handelt.“

„Versuchen Sie ihr Glück, Fähnrich“, meinte Lairis – und beglückwünschte sich insgeheim zu ihrer Entscheidung, Vixpan an die OPS zu setzen. Der zierliche Axanati war zu weit mehr imstande, als Nachrichten zu senden und den Subraumfunk abzuhören.

Dann wandte sie sich an ihre Navigatorin. „Fähnrich Wheeler, fliegen Sie eine Runde um das gesamte System, halber Impuls, wenden Sie drei AE hinter dem Weißen Riesen, beschleunigen Sie hinter dem ersten Planeten auf dreiviertel Impuls, dann nehmen Sie Kurs auf den Roten Zwerg und halten das Schiff in der Umlaufbahn. Fähnrich Vixpan, während des Fluges zeichnen Sie mit den optischen Kurzstrecken-Sensoren so viele Bilder wie möglich auf. Wir brauchen Material für eine Holosimulation des gesamten Systems.“

„Captain, warum fliegen wir nicht direkt zum vierten Planeten?“, fragte M'Rass enttäuscht, noch bevor Wheeler den Befehl bestätigen konnte. „Die Sonne zu umkreisen bringt doch nichts, oder?“

„Doch, Datenmaterial“, konterte Vixpan. „Alles, was den Sensoren aus dieser Entfernung entgeht.“

„Wir schicken erst mal eine Sonde zum vierten Planeten“, ergänzte Lairis. „Falls sich dort eine feindselige Spezies versteckt und wir scheuchen sie versehentlich auf, sollten wir nicht unmittelbar im Orbit sein, wenn jemand auf den roten Knopf für die Atomraketen drückt. Nicht, so lange das Schiff in so einem desolaten Zustand ist!“ Aus Sicht des Captains war die Umlaufbahn des Roten Zwergsterns die beste taktische Position, um notfalls zu flüchten oder sich auf einen Kampf vorzubereiten. Die Sonnenwinde vermochten die Energiesignatur der DEFENDER lange zu verbergen – und hinter ihnen lag nichts als Nebel.

„Bei allem Respekt ... aber warum müssen wir automatisch davon ausgehen, dass die Bevölkerung der Planeten – falls es eine gibt – feindselig ist?“, protestierte M'Rass.

„Weil wir uns hier mitten im Gamma-Quadranten befinden und immer noch mit einer Falle des Dominion rechnen müssen“, konterte Lairis prompt und blickte M'Rass scharf an, die augenblicklich Kopf und Schwanz hängen ließ.

„Stimmt, dieser Planet wäre fast perfekt dafür“, pflichtete Wilbury ihr bei. So langsam kam er zu dem Schluss, dass seine neue Vorgesetzte eigentlich ganz vernünftig war.

„Vielleicht ist es ganz gut, dass ich nur vier Monate auf der DEFENDER stationiert bin – sonst werde womöglich genauso paranoid“, dachte hingegen M'Rass und gab sich geschlagen. „Was tun wir jetzt, Captain?“

„Wie gesagt, wir schicken eine unbemannte Sonde zum vierten Planeten und lassen sie in zwölf Stunden zurückkehren“, antwortete Lairis. „Allerdings, haben wir nur Taktische Drohnen an

Bord. Man müsste eine von ihnen umprogrammieren, damit wir sie für Forschungszwecke einsetzen können.“

„Das kann ich übernehmen“, bot sich Jerad an. „Unsere Techniker haben schließlich alle Hände voll zu tun – und ich war vor zwei Leben auch mal Ingenieur.“

Der Captain wandte sich um und lächelte. „Mach das!“

Jerad sah sich um, bis sein Blick schließlich an zwei Unteroffizieren in gelben Uniformen hängen blieb. „Cordero, No'Darah – Sie können mir helfen. Wird bestimmt ein Spaß!“

Der stämmige Lateinamerikaner hinter der Ersatz-CONN und die große, schlanke Efrosianerin, die Vixpan an der COMM-Station ersetzte, folgten dem Ersten Offizier in Richtung Shuttlewerft, wo auch die automatischen Drohnen stationiert waren.

„Falls da unten keine Dominion-Aktivität oder andere extreme Risiken zu erwarten sind, schicken wir ein Außenteam“, entschied Lairis. „Oder zwei Teams. Wir sollten die Zwangspause ruhig nutzen, um uns die Gegend ein bisschen anzusehen.“

Bei diesen Worten hellten sich die Mienen von M'Rass und den anderen Wissenschaftlern sichtlich auf.



„Was denken Sie, Commander ... ob es auf diesem komischen Planeten tatsächlich eine Zivilisation gibt?“, fragte Chief Cordero.

„Da bin ich nicht schlauer als Sie.“ Jerad lächelte.

„Cordero lächelte zurück. „Nun ja, Sie sind ein Trill mit sechs Leben ...“

„Und ich habe kein einziges davon im Gamma-Quadranten verbracht“, gab der Erste Offizier schmunzelnd zurück. „Aber – wenn Sie meine völlig unwissenschaftliche und durch Nichts bewiesene Meinung hören wollen: Falls es dort wirklich eine Zivilisation gibt, dürfte sie technisch nicht sehr weit entwickelt sein. Im Orbit des Planeten schwirren keinerlei Raumsonden, Satelliten oder dergleichen herum ... nichts, was wenigstens auf primitive Weltraumforschung hindeutet.“

„Oder diese Leute sind nicht daran interessiert, den Weltraum zu erforschen“, wandte No'Dara ein. „Vielleicht bringen Satelliten im Orbit auch einfach nichts. Mit den Interferenzen hier werden ja noch nicht mal unsere Sensoren fertig.“

Jerad nickte. „Das könnte durchaus sein. Sobald dieser hübsche Vogel ...“ Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die Drohne, die silbern schimmernd wie eine Diskus-Scheibe auf ihren Landstützen im Shuttlehangar gebettet war. „... flugfähig ist, wissen wir mehr.“

Cordero näherte sich der Drohne und strich grinsend über die glatte metallische Oberfläche. „Vogel? Für mich sieht das eher wie ein UFO aus einem uralten Science-Fiction-Film aus.“

No'Dara lachte. „Warst du mal wieder mit Prescott auf dem Holodeck, Rodrigo?“

„Ist leider schon eine Weile her“, gab Cordero zurück.

„Sollte der vierte Planet bewohnt sein, gibt es bald UFO-Geschichten aus der Feder von Aliens, wenn wir nicht aufpassen“, flachste Jerad.

„Richtig, was ist mit der Obersten Direktive?“, gab No'Dara zu bedenken.

„Diese Drohne wurde speziell für planetare Erkundungen in feindlichem Gebiet entwickelt. Sie kann Lebensformen oder Technologie bis auf hundert Kilometer orten und berechnet automatisch ihren Kurs neu, wenn sie auf verdeckte Operationen programmiert ist. Außerdem verfügt sie über einen eigenen Transporter, eigene Waffen und Schutzschilde, die sich bei Gefahr selbstständig einschalten.“

„Tolles Teil! Kann ich eins für meine Frau bestellen? Sie ist Grundstücksmaklerin in der Entmilitarisierten Zone“, scherzte Cordero.

No'Dara blickte ihn schräg an. „Wer will denn heutzutage in der DMZ ein Grundstück kaufen?“ Cordero seufzte. „Das ist ja eben das Problem. Vor den Cardassianern und dem Maquis war das mal eine ganz nette Wohngegend.“

Jerad nahm die wenigen Stufen zu der Plattform, wo die Drohne aufgebaut war, in einem Schritt, tippte ein paar Befehle in die freistehende Kontrollkonsole, daraufhin öffnete sich eine Luke an der Unterseite des etwa fünf Meter breiten Diskus, und eine Leiter wurde ausgefahren.

„Cordero und ich überprüfen den Status aller Systeme und programmieren die Flugroute, den Ausweichmodus, sowie den Timer für die Rückkehr. No'Dara, Sie schalten bei sämtlichen Waffen die Automatik aus. Dann justieren Sie die Sensoren, bis wir brauchbare Bilder empfangen.“

„Aye“, erwiderte die Efrosianerin und kletterte als Erste die Leiter hoch.

Im Inneren der Drohne erwartete sie ein Raum, der nicht wesentlich höher als eine Jeffries-Röhre war. Und genauso spartanisch, dachte No'Dara. Sie konnte zwar aufrecht sitzen, aber nicht stehen. Das Licht schaltete sich automatisch ein, als der Kontrollsensor ihre Lebenszeichen erkannte.

Sie krabbelte zum Kontrollpult und verschaffte sich schnell einen Überblick über die einzelnen Funktionen. „Schade, dass das Ding keinen Subraumsender hat“, meinte sie.

„Dann hätten wir ja die Drohne in den Nebel vorschicken können, statt gleich mit der DEFENDER hinein zu fliegen“, konterte Rodrigo.

Jerad folgte seinen Kollegen auf Händen und Knien. „Besser nicht. Captain Lairis will so wenig Aufmerksamkeit wie möglich erregen. Nichts ist leichter, als eine automatische Sonde abzufangen. Dann wüsste der Feind sofort, dass wir hier sind – und das wollen wir ja vermeiden.“

No'Dara nickte. Das Argument leuchtete ihr ein. „Hat die Drohne keinen Selbsterstörungsmodus, der sich aktiviert, wenn zum Beispiel Dominion-Schiffe in die Nähe kommen?“, fragte sie dennoch.

„Erstens reichen die Langstreckensensoren des Dominion weiter als unsere und würden die Sonde zuerst entdecken, zweitens hinterlässt auch eine Selbsterstörung verräterische Spuren“, erklärte der Trill. „Deshalb hielten wir es für schlauer, die Drohne erst im Inneren des Nebels zu starten.“

„Wie können wir dann sicher sein, dass Die Jem'Hadar nicht längst die ungetarnte DEFENDER entdeckt haben?“, fragte Cordero beklommen.

Jerad und No'Dara tauschten einen Blick. Eine unterschwellige Angst zeichnete plötzlich die Gesichtszüge der Efrosianerin und der Erste Offizier wünschte, er könnte ihr etwas Positives sagen – doch er entschloss sich zur Wahrheit. „Leider können wir uns nicht völlig sicher sein“, erwiderte er erst. „Andererseits hat Wilbury keine Dominionaktivitäten in diesem Sektor festgestellt. Ich schätze, wenn uns die Jem'Hadar entdeckt hätten, wären sie uns längst gefolgt.“

„Hoffen wir, dass Sie recht haben“, murmelte No'Dara und studierte die Sensorwerte, um sich von ihrer aufsteigenden Panik abzulenken.

„Alle Systeme funktionieren“, meldete Chief Cordero aus dem Hintergrund.

„OK, dann berechnen wir erst mal die Flugroute, bevor wir an den Parametern für die Waffen und Schilde herum schrauben“, entschied der Erste Offizier.

„Soll ich einen ersten Probescan durchlaufen lassen?“, fragte No'Darah.

„Ja, Sie könnten den dritten Planeten scannen, wir fliegen gleich daran vorbei“, schlug Jerad vor.

No'Darah nickte und ihre flinken Finger tanzten über die Konsole. „Klasse L – den Umweltbedingungen nach. Eine Wüstenwelt mit geringfügigen Wasservorkommen. Stickstoff-Atmosphäre mit 13% Sauerstoffgehalt. Oberflächen-Temperatur zwischen Minus 10 °C an den

Polen und 80 °C am Äquator ...“ Ein schwaches Signal zog plötzlich die Aufmerksamkeit der Efrosianerin auf sich. „Commander Kayn, ich scanne Spuren von Dilicium! Breitengrad 20, Längengrad 54“, meldete sie.

„Schön, dann können wir endlich unsere Dilicium-Vorräte auffüllen“, freute sich Cordero.

Aber No'Dara schüttelte den Kopf. „Die Werte sind sehr punktuell konzentriert. Außerdem ist es kein Rohdilicium. Es befindet sich in unmittelbarer Nähe einer ...“ Die Efrosianerin vergewisserte sich noch einmal und blickte auf. „Einer Titan-Legierung!“

Jerad und Rodrigo wurden neugierig und krochen näher an die Konsole heran.

„Ob das ein Schiffwrack ist?“, überlegte der Brasilianer.

„Gut möglich“, meinte Jerad. „Soviel ich weiß, wird Dilicium nur in der Warptechnologie verwendet.“

Rodrigo machte große Augen. „Ein warpfähiges Schiff?“

„Das heißt, es gibt vielleicht doch eine warpfähige Zivilisation auf dem vierten Planeten“, spekulierte No'Dara mit kaum verborgener Aufregung in der Stimme.

„Oder es gab eine, die inzwischen ausgestorben ist“, ergänzte Cordero.

„Dass wissen wir erst, wenn wir das Ding genauer untersuchen“, meinte Jerad. „Ich schlage dem Captain vor, ein Shuttle zum dritten Planeten zu schicken, um das Wrack – oder was auch immer – unter den Tricorder zu nehmen.“

Die beiden Unteroffiziere nickten begeistert und der Trill aktivierte seinen Kommunikator: „Kayn an Lairis ...“

„Was gibt's, Jerad?“

Der Trill berichtete kurz und die Kommandantin entschied sofort. „Du und Cordero – ihr schnappt euch das nächstbeste Shuttle, fliegt zu den genannten Koordinaten und schaut euch dieses Titanium ... was auch immer ... etwas genauer an. Beamt es an Bord, wenn es groß genug für euren Kofferraum ist – anderenfalls nehmt ihr es mit dem Traktorstrahl in Schlepp. Chief No'Darah, Sie kümmern sich um die Feinjustierung der Sensoren.“

„Fantastisch, ich darf zu Hause bleiben, während ihr euch da unten amüsiert“, murkte die Efrosianerin.

„Wir schicken dir eine Postkarte“, gab Rodrigo zurück und zwinkerte.

Kapitel 6: Ultraviolett

Als Chief Cordero zur Landung auf dem dritten Planeten ansetzte, fegte ein Sturm durch die Wüste und der aufgewirbelte Sand färbte den Himmel gelblich braun. Am Horizont verschwammen Himmel und Ebene ineinander, nach wenigen hundert Metern schien die Welt zu enden.

„Nettes Plätzchen haben Sie da ausgesucht“, scherzte Commander Kayn, und zog hinter seinem Sitz einen Ausrüstungskoffer hervor, der unter anderem eine Schutzbrille und Atemmaske enthielt. „Das sollten wir lieber benutzen. Sand in den Augen ist ekelhaft.“

„Aye, Sir.“ Cordero nickte und zog sich Brille und Maske übers Gesicht.

Jerad tat es ihm gleich und musste grinsen, als er sein Spiegelbild in der Frontscheibe sah. „Wenn wir uns jetzt noch einen schwarzen Helm aufsetzen, sehen wir aus, wie der Bösewicht aus Prescotts Holoroman.“

„Falls uns eine Prinzessin in einem Metallbikini über den Weg läuft, hat sich der Aufwand wenigstens gelohnt“, scherzte Rodrigo.

Kayn trat hinaus in die Wüste und stöhnte unwillkürlich unter der Hitzewelle, die ihm plötzlich entgegenschlug. „Meine Güte, hier draußen müssen mindestens vierzig Grad sein! Bei der Höhlenhitze könnten wir selbst im Bikini herum laufen.“

Cordero lächelte schief unter seiner Maske. „Ich versuche mir das lieber nicht bildlich vorzustellen.“

„Es ist noch gar nicht so lange her, dass ich einen Bikini getragen habe“, gab Kayn lässig zurück. „Bei meinem letzten Heimaturlaub, in den Hubbeshanischen Bädern.“

„Also, entweder waren Sie damals noch Kilari – oder Sie haben so komische Neigungen, über die Sie wohl nicht mit einem rangniederen Piloten sprechen würden ...“

„Gewiss nicht, Cordero“, entgegnete Jerad.

Der Wind schleuderte eine Handvoll Wüstensand gegen seine Schutzbrille und raubte ihm für einen Augenblick die Sicht. Bizarre, windgeschliffene Felsen ragten vereinzelt aus den wirbelnden Staubwolken heraus. Sonst war mit bloßem Auge nicht viel von der Landschaft erkennbar.

Cordero wischte sich den Sand aus dem Gesicht und blickte auf seinen Tricorder. „Noch etwa fünfzig Meter nordostwärts.“

Jerad bestimmte die exakte Route, dann wies er mit dem Zeigefinger in die entsprechende Richtung: „Da lang.“

Nach wenigen Minuten stießen sie auf einen schwarzen Fels, der wie ein riesiger gichtknotiger Finger aus der flachen Wüste ragte. Zu seinem Fuß lag, halb bedeckt von Sand, ein Wrack, das entfernt an eine antike Trägerrakete aus den Anfängen der Raumfahrt erinnerte. Als Jerad etwas Sand von der Hülle wischte, schimmerte die Oberfläche unter seinen Fingern je nach Lichteinfall silbern und violett. Die Außenhülle war von feinen Rissen durchzogen, doch abgesehen davon zeigte sie keinerlei Vertiefungen oder Erhebungen – keinen winzigen Hinweis auf die Geheimnisse, die darunter verborgen lagen.

Cordero piff durch die Zähne. „Interessantes Material!“

Jerad scannte derweil die nähere Umgebung und umrundete das Wrack. „Der hintere Teil ist abgerissen“, stellte er fest und folgte den vielfältigen Blinksignalen seinen Tricorders.

Cordero war ihm dicht auf den Fersen.

Als der Sandsturm etwas nachließ, blickten die beiden Männer in einen dunklen Tunnel, der von ausgefransten, teilweise geschmolzenen und verkohlten Metallrändern umrahmt war.

„Wie kommen Sie darauf, dass das hier das Vorderteil ist?“, fragte Cordero.

„Keine Triebwerke“, erklärte Jerad. „Dafür ...“ Er runzelte die Stirn und prüfte die Tricorderdaten ein zweites Mal. „DNA-Spuren!“

„Also Lebenwesen?“ Rodrigos Neugier war zweifellos geweckt.

Kayn schüttelte den Kopf. „Es sieht nicht so aus, als ob da drin irgendwas lebt.“

Kurzentschlossen aktivierte er die Taschenlampe an seinem Phaser und leuchte ins Innere. Doch außer Trümmern und herab hängenden Kabeln erhellte der schwache Lichtkegel fast nichts. „Gehen wir rein“, beschloss der Trill aus dem Bauch heraus.

Den Phaser schussbereit, ging er voran, Rodrigo bildete die Nachhut. Beide Männer mussten ihre Schultern beugen, denn die Decke war gerade einen Meter fünfzig hoch. Allerhand Leitungen und Rohre zogen sich an den Wänden entlang, wo die silberne Verkleidung zum größten Teil herab gefallen war.

„Die das Ding gebaut haben, waren wohl Zwerge!“, schnaubte Rodrigo.

„Muss nicht sein“, widersprach Jerad. „Erinnern Sie sich an die Phönix – da hätten wir im Cockpit Platzangst gekriegt. Völker in der Anfangsphase der Raumfahrt sind meistens extrem sparsam mit ihren Ressourcen.“

„Stimmt, auf der Apollo Dreizehn haben sie sogar Socken zum Abdichten verwendet“, lenkte Rodrigo ein.

Nach wenigen Metern gelangten die Männer an eine Luke. Jerad suchte nach einem Öffnungsmechanismus, fand einen armlangen Hebel und zog mit aller Kraft daran. Knarrend und ächzend bewegte sich das Schott seitwärts, aber nur wenige Zentimeter.

„Fassen Sie mal mit an“, schnaufte der Trill.

„Klar doch!“ Rodrigo kam sofort zu Hilfe und mit vereinten Kräften gelang es, die schwere runde Metalltür weit genug zur Seite zu rollen, dass selbst der untersetzte Rodrigo durch den Spalt passte.

Modrige, abgestandene Luft empfing die beiden Männer. Doch wenigstens konnten sie in dem kreisrunden Raum, der hinter dem Schott lag, bequem aufrecht stehen.

Cordero sah sich mit großen Augen um. Er entdeckte fast cardassianisch anmutende, ovale Monitore, die in die Wände eingelassen waren, Konsolen mit fremdartigen Schriftzeichen, Oberflächen in Schwarz und Chrom, matt und abgeschliffen vom Sand und von der Zeit.

Eine durchsichtige, wenn auch trübe Frontscheibe gab den Blick auf die Außenwelt frei.

„Eine Art Kontrollraum“, meinte Cordero.

„Oder das Cockpit“, gab Jerad zurück.

„Soll ich das Heck suchen?“, fragte Rodrigo.

Jerad überlegte einen Moment und nickte. „Gute Idee.“

Er näherte sich einem kleinen runden Separee, wo er die Steuerzentrale vermutete. Der Pilotensitz lag unter einer Art Glasglocke, ein offener Durchgang führte ins Innere. Bis zur Höhe seiner Brust war die Trennwand schwarz, daher entdeckte Jerad nicht gleich die knochige Hand, die sich in der Lehne des Pilotensitzes verkrallt hatte.

Knochig, in der Tat ... Der Lichtkegel von Jerads Taschenlampe erhellte eine Skeletthand mit vier Fingern, etwas länger als die Finger einer menschlichen Hand. Neugierig und ein bisschen von Ehrfurcht erfüllt kam der Trill näher. Wer immer in diesem Sessel saß, hatte sich mit primitivsten Mitteln ins All gewagt, ein Pionier und Entdecker aus alten Legenden. Er oder sie hatte für den Traum einer Spezies alles riskiert – und war dafür gestorben.

Jener Teil von Commander Kayn, der Thoras war, erinnerte sich an den Start des ersten Warp-Schiffes auf Trill. Hundertausende von Leuten drängten sich vor dem Raumhafen, jubelnd, fiebernd, bunte Flaggen schwenkend ... vom ersten Sonnenstrahl bis zur Dämmerung. Kleine Kinder schickten Seifenblasen in den Himmel, eine Kapelle spielte fröhliche Marschmusik, hin und wieder unterbrochen von pathetischen Reden oder dem Newsticker. Technische Probleme verzögerten den Start, ein elektrisches Knistern erfüllte die Luft, die Aufregung war nahezu greifbar ... Bis sich endlich eine brennende Schneise senkrecht durch den lilafarbenen Abendhimmel zog und die Rakete, welche die Feuerspur hinterließ, immer kleiner und kleiner wurde. Seit diesem Augenblick war Trill eine Warp-Zivilisation. Ein frenetischer Jubel brach los, die Masse kreischte und tobte ...

Aber dann heulte ein Sandsturm auf und übertönte den fröhlichen Lärm, riss Jerad Kayn aus jenem denkwürdigen Tag eines früheren Lebens und brachte ihn zurück in die Totenstille der Gegenwart.

Er blickte nicht länger in die leuchtenden Augen von Kindern, die eine startende Rakete bestaunten, sondern in die leeren Augenhöhlen eines humanoiden Totenschädels.

Der Mund stand weit offen, die Knochenfinger bohrten sich in beide Sessellehnen, die Wirbelsäule war verräterisch durchgebogen.

Auf dem Nachbarsitz fand Jerad ein weiteres Skelett, das ebenfalls in einem Augenblick des Schreckens erstarrt schien.

Der Trill schluckte und zwang sich, seinen Tricorder zu ziehen. Die Vermessung der beiden Skelette ergab, dass es sich – höchstwahrscheinlich – um eine männliche und eine weibliche Leiche handelte. Beide waren knapp zwei Meter groß, besaßen humanoide Proportionen, jeweils vier Zehen und vier Finger an jeder Hand und jedem Fuß. Der Todeszeitpunkt lag 198 Jahre zurück.

Nachdenklich betrachtete Jerad die beiden Toten. Durch die staubige Frontscheibe sickerte fahles Licht und tauchte die Szene in Sepia. Wie ein vergilbtes, altes Foto.

Die beiden waren offensichtlich Pioniere der Raumfahrt und verdienen etwas Besseres, als in dieser Einöde zu verrotten, dachte der Trill. Er würde Captain Lairis bitten, die zwei Skelette zusammen mit dem Wrack zur Untersuchung auf die DEFENDER zu beamen und sie anschließend in Ehren zu bestatten.

Unwillkürlich fragte sich Commander Kayn, warum ihr eigenes Volk das nicht längst getan hatte. Verunglückte Raumfahrer bekamen normalerweise ein Heldenbegräbnis – oder irgendeine andere Form von Zeremonie, je nach dem, welche Form des Totenkults bei dieser Spezies üblich war. Kein zivilisiertes Volk vergaß seine Toten in der Wüste und überließ sie dem Wind und den Aasfressern. Selbst wenn die Angehörigen der beiden Raumfahrer nach dem Absturz nicht die Möglichkeit besessen hatten ...

Jerad war so tief in Gedanken versunken, dass er Rodrigos Ankunft nicht bemerkte.

Der Brasilianer bekam große Augen, als er die beiden Skelette sah. „Was immer die zwei Kameraden als Letztes gesehen haben - etwas Schönes war es sicher nicht“, meinte er.

Der Trill nickte. „Ich habe überlegt, dass wir ihnen ein würdiges Begräbnis gönnen sollten.“

„Captain Lairis hat sicher nichts dagegen“, bemerkte Cordero.

Dann überspielte er dem ranghöheren Offizier seine Tricorderdaten. „Also, ich habe das Heck gefunden“, berichtete er. „Es liegt auf einem Plateau dieses komischen Felsens.“

„Wie groß ist es?“

„Drei Meter zwanzig lang und zwei Meter breit.“

„Dann können wir es ins Shuttle beamen“, entschied der Commander. „Das vordere Teil lassen wir hier, wir nehmen nur den Flugschreiber und die beiden Kameraden mit.“

„Aye.“

Cordero blickte den Trill eindringlich aus seinen schwarzen Augen an, so dass Kayn unwillkürlich fragte: „Haben Sie sonst noch was Interessantes rausgefunden, Chief?“

„Allerdings“, gab der Brasilianer zurück. „Dieses Spaceshuttle hatte nicht einfach nur einen Unfall und ist auf den Planeten gekracht – es wurde abgeschossen.“

„Abgeschossen?“ Jerad runzelte die Stirn. „Von wem?“

„Kann ich noch nicht definitiv sagen. Dazu müssten wir das Zeug auf die DEFENDER schaffen.“ Rodrigo legte eine bedeutungsschwangere Pause ein, während draußen der Sturm heulte. „Aber eines kann ich jetzt schon sagen: Die Energiesignatur hatte verdammte Ähnlichkeit mit Dominion-Waffen!“



Das Shuttle traf sich mit der DEFENDER in der Umlaufbahn der roten Sonne. Techniker bauten das Wrack im Frachtraum auf, während die Skelette zur Untersuchung auf die Krankenstation gebracht wurden.

„Dr. Tygins, machen Sie eine DNA-Analyse und einen 3D-Scan“, ordnete Captain Lairis an. Dann wandte sie sich an zwei junge Wissenschaftler, die mit großen Augen das Heck des fremden Spaceshuttles bestaunten. „Mr. Cywinski, Ms. Amargo – Sie assistieren ihm.“

„Eye“, antworteten die beiden Ensigns im Duett.

Als der Captain außer Hörweite war, begann Riada Amargo – eine bildhübsche junge Betazoidin mit langem dunklem Haar und mandelförmigen schwarzen Augen – plötzlich unkontrolliert zu kichern.

„Was ist denn mit dir los?“, fragte ihr Freund Pavel Cywinski irritiert.

„Ich frage mich, was mit dir los ist“, gab Riada zurück. „Du stellst dir vor, dass aus den Schädeln der Aliens Pilze wachsen ... seltsames Kopf-Holo, ehrlich!“

Pavel verzichtete darauf, Riada anzuschmauen, weil sie schon wieder seine Gedanken las. In den zweieinhalb Jahren Beziehung mit ihr hatte er sich daran gewöhnt. „Seltsam ist, dass Captain Lairis ausgerechnet mich für so was einteilt“, meinte er. „Man merkt, dass diese Frau noch nie ein Forschungsschiff kommandiert hat. Sie kennt nur: Schilde hoch – Phaser abfeuern – Hasta la Vista, Baby.“

„Du bist nun mal der einzige Xenobiologe an Bord“, konterte Riada.

„Ja, spezialisiert auf Pflanzenphysiologie“, stellte Pavel richtig. „Das ist, als würde man einen Holoingenieur beauftragen, dass er den Turbolift repariert.“

„Wenn er der einzige Techniker auf einem Schiff vollen Pflanzenphysiologen ist, muss er das eben hinkriegen“, meinte Riada achselzuckend.

Pavel verdrehte die Augen. „Gleich wirst du mir sagen, dass ich doch wusste, worauf ich mich einlasse, als ich auf der DEFENDER angeheuert hab ...“

„Ich weiß, dass du es getan hast, um bei mir zu sein“, erwiderte Riada weich.

Vor dem Eingang zur Krankenstation nahm sie sein Gesicht in beide Hände und gab ihm einen sanften Kuss, den Pavel voller Leidenschaft erwiderte.

Plötzlich glitten die Türhälften zu Seite und Doktor Tygins stand vor ihnen.

Er räusperte sich ungeduldig. „Wenn die Herrschaften fertig sind mit dem Austausch von Körperflüssigkeiten, warten dort drin zwei Tote auf Sie.“

„Die hatten vor zweihundert Jahren sicher auch mal Körperflüssigkeiten“, konterte Pavel und wurde vor Verlegenheit rot.

„Davon können wir ausgehen“, meinte Tygins und musste sich ein Grinsen verkneifen. „Aber genaueres wissen wir erst nach einer mikrozellularen Untersuchung.“

„Ich kann ja schon mal Proben nehmen und mit der Zellanalyse loslegen“, schlug Cywinski vor – und ergänzte im Stillen: *Trotzdem ist das nicht meine Liga – es sei denn, es wachsen tatsächlich Pilze aus dem Schädel.*

Tygins nickte. „Gute Idee.“ Dann wandte er sich an Pavels Freundin. „Sie sind Datenanalytikerin, Fähnrich? Mit einer Zusatzqualifikation in Holobilderzeugung?“

Riada Amargo nickte.

Ein Lächeln huschte über Tygins' dunkles, herbes Gesicht. „Vielleicht gelingt uns mit Ihrer Hilfe ein Bild von diesen Wesen.“

Riada erwiderte das Lächeln des Doktors. „Das wollte ich gerade vorschlagen, Sir. Um möglichst genau zu rekonstruieren, wie diese Wesen früher mal ausgesehen haben, bin ich allerdings auf Pavels Daten angewiesen. Ein DNA-Code wäre noch besser!“

Pavel grinste. „Kommt sofort, Schatz.“

„Ich bin ja gespannt, was M'Rass über das Wrack rausfindet“, sinnierte Riada.

Die Caitianerin und eine Handvoll Ingenieure waren gerade damit beschäftigt, den Antrieb des fremden Schiffes und die Logbuch-Aufzeichnungen zu untersuchen. M'Rass kannte ein spezielles quantenkryptografisches Verfahren, um sie zu übersetzen, falls der Universaltranslator versagen sollte.

„Noch gespannter bin ich, was die Drohne vom vierten Planeten mitbringt“, warf Tygins ein.

„Wurde sie etwa schon gestartet?“, fragte Pavel.

Riada nickte. „Vor drei Stunden, als wir am vierten Planeten vorbei geflogen sind.“

Pavel blickte einen Moment von seinem Molekularscanner auf. „Hey, Ich denke, ich habe eine DNS!“, rief er.

„Gute Arbeit“, lobte Tygins.

Riada grinste. „Bist du sicher, dass es kein Pilz ist?“

Pavel blickte auf und seufzte. „Du nervst, Süße, weißt du das?“

Riadas Grinsen wich keinen Millimeter. „Das *brauchst* du doch, Imzadi.“

„So viel wollte ich über euer Privatleben gar nicht wissen“, gab Tygins belustigt hinzu. Dann blickte er Pavel durchdringend an. „*Denken* Sie nur, dass sie eine DNS haben – oder sind Sie sicher?“

„Da fragen Sie den Falschen, Doc. Er ist sich NIE sicher. Nicht mal über die Farbe der Tapete in unserem Wohnzimmer“, warf Riada neckisch ein.

„Wenn du auch mit so komischen Bezeichnungen wie Cinnemon und Bajoran Dusk um dich schmeißt? Soll das nun braun sein oder gelb?“, konterte Pavel.

„Na, irgendwas dazwischen“, versuchte Riada zu erklären.

Tygins schmunzelte. Manchmal hatte es auch Vorteile, schwul zu sein. Keiner seiner Partner hatte sein Gehirn unnötig herausgefordert mit einer Farbbestimmung von „Bajoran Dusk“.

„Ja, es ist DNA“, erklärte Pavel triumphierend. „Ob Mensch oder Pilz – DNA bleibt DNA. Wusstest du, dass wir 99% unserer Gene mit dem Schwein gemeinsam haben?“

„Und früher habt ihr die armen Schweine geschlachtet und gegessen. Was bedeutet, dass Menschen Kannibalen sind.“

„Tu nicht so scheinheilig! Ich hab dich auch schon Schnitzel essen sehen.“

„Das war ja auch repliziert“, konterte Riada und wandte sich an Tygins, der interessiert die Augenbrauen hob. „Tatsächlich waren die meisten Betazoiden früher Vegetarier. Sie brachten es dank ihrer telepathischen Kräfte nicht fertig, wehrlose Tiere zu töten.“

„Selig sind die, die geistig arm sind.“ Pavel lächelte schief.

„Gute Arbeit, Mr. Cywinski“, unterbrach der Doktor das Geplänkel des Wissenschaftler-

Pärchens.

„Ja, schieb mal deine DNS rüber, Pavel“, bat Riada.

Er grinste anzüglich. „Ich dachte, damit wollten wir uns noch ein paar Jahre Zeit lassen.“

Riada verdrehte die Augen. „Die DNS des toten Alien, du Genie!“

„Schon klar.“ Pavel nickte und überspielte ihr die Daten.

Riadas Finger flogen über die Konsole. „Vielleicht bekomme ich ein Bild ... Moment, ich hab's gleich ...“

Pavel beobachtete seine Liebste und musste lächeln. Sie sah so süß aus, wenn sie sich konzentrierte. Vor allem, weil sie dann mal nicht seine Gedanken las.

Doch er wurde abgelenkt vom Piepen seines Kommunikators. „Pavel ...“ M'Rass' schnurrende Stimme klang aufgeregt. „Wie weit seid ihr mit den Skeletten?“

„Es rappeln die morschen Knochen“, scherzte Pavel. „Im Ernst: Wir haben schon die DNA identifiziert. Wenn sich meine liebevolle Imzadi ein wenig mit der Datenanalyse beeilt ...“ Riada warf ihm einen vernichtenden Blick zu. „... haben wir vielleicht bald ein Holo.“

„Schneller geht das nun mal nicht“, erklärte die Datenanalytikerin frustriert. „Ich musste hier einen portablen 3D-Scanner mit einem medizinischen Bilderzeuger verkabeln, um überhaupt ein Holo in anständiger Auflösung hin zu zaubern. Selbst auf der Akademie hatten wir besseres Equipment!“

Dr. Tygins, der zwischenzeitlich in sein Büro verschwunden war und nun wieder hervorkam, entgegnete: „Tut mir leid, aber das ist nun mal ein Kriegsschiff ...“

„Unser Laborequipment entspricht den Grundausrüstungs-Richtlinien der Sternenflotte und fordert unsere ganze Improvisationskunst“, ergänzte Pavel mit einem Seufzen. Er hatte diesen Satz in den letzten drei Monaten zu oft gehört.

Seine Kommunikator schnurrte ungeduldig.

„Sorry M'Rass – was gibt es Neues von der Challenger?“, setzte er das Gespräch mit der Caitianerin fort.

Riada runzelte flüchtig die Stirn. Ein leichter Schmerz der Eifersucht durchfuhr sie, weil M'Rass zuerst ihren Freund angerufen hatte. Schließlich hatten die Caitianerin und Pavel sich erst auf der DEFENDER kennengelernt – Riada und M'Rass hingegen waren im selben Jahrgang auf der Akademie gewesen und vor nicht allzu langer Zeit hätte sie die große schwarze Katze als ihre Freundin bezeichnet. Doch nach Kilari Kayns Tod zog M'Rass sich mehr und mehr von ihrer Clique zurück, ganz besonders von Riada. Die Betazoidin nahm an, dass es an ihren telepathischen Fähigkeiten lag: offensichtlich wollte M'Rass nicht, dass jemand in dieser dunklen Zeit ihre intimsten Gedanken las.

„Challenger?“, fragte die Caitianerin irritiert – und holte Riada unbeabsichtigt in die Gegenwart zurück.

„Ein berühmtes Spaceshuttle aus der Geschichte der Terranischen Raumfahrt“, antwortete Pavel. „Es ist abgestürzt und in der Erdatmosphäre verglüht.“

„Ach ja, ich erinnere mich.“ Nach einem Räuspern fuhr die Caitianerin fort. „Dieses hier wurde eindeutig abgeschossen – und zwar von Dominion-Waffen.“

Pavel benötigte einen Moment – bevor der wahre Gehalt dieser Information ihn wie ein Torpedo traf. „Was? DOMINION?“

Riada starrte alarmiert in seine Richtung.

Tygins verharrte mitten in der Bewegung, tiefe Furchen gruben sich in seine Stirn. „Nun ja, das Dominion existiert seit über tausend Jahren. Wir sollten wohl nicht zu überrascht sein“, meinte er, als er sich wieder gefangen hatte.

„Und was habt ihr sonst rausgefunden, M'Rass?“, bohrte Pavel nach.

„Bisher hat sich herausgestellt, dass die Rakete erstens nicht älter als zweihundert Jahre ist,

zweitens: nicht vom Dominion stammt und drittens nicht weiter als fünfzehn AE geflogen sein kann“, erwiderte die Caitianerin prompt.

Auf ihre Antwort folgte Stille.

„Fünfzehn AE ... das heißt, vielleicht stammt sie ja doch vom vierten Planeten?“, überlegte Pavel zaghaft.

„Für derartige Schlussfolgerungen ist es noch viel zu früh“, tadelte ihn der Doktor sanft. Doch auch in seinen Augen flackerte die Aufregung über diese Neuigkeit.

Riadas Augen verengten sich. „Ich frage mich eher ... Wenn das Dominion vor zweihundert Jahren schon mal hier war ... Warum hat es sein Territorium nicht weiter ausgedehnt? Warum haben sie dieses System nicht erobert – wo ihnen offensichtlich nur eine Spezies auf dem technischen Niveau von Neil Armstrong entgegen stand?“

Pavel blickte sie halb grinsend, halb zweifelnd an. „Du passt echt auf dieses Schiff.“

„Kannst da auch mal ernst bleiben?“, schoss sie zurück.

„Armstrong? Wohl eher Zefram Chochrane“, warf M'Rass über Pavels Kommunikator ein.

„Zefram Chochrane?“, hakte Pavel interessiert nach.

„Diese Spaceshuttle, ähm ...“ M'Rass räusperte sich. „Es muss warpfähig gewesen sein.“



Eine halbe Stunde nach der Entdeckung von M'Rass bat Captain Lairis das Wissenschaftler-Team in die Beratungslounge. Die Caitianerin wurde von Lieutenant van de Kamp begleitet, Riada und Pavel trafen wenige Minuten später mit Dr. Tygins ein.

Das rötliche Licht der jungen Sonne flutete in den Raum, die Protuberanzen schienen greifbar nah. Wie sie über der Sonnenoberfläche tanzten, hatte M'Rass beinahe den Eindruck, aus dem Panoramafenster direkt in einen wohligh prasselnden Kamin zu blicken. Unwillkürlich begann sie zu schnurren.

„Fähnrich, bekomme ich heute noch einen Bericht, bevor Sie sich gemütlich auf Ihrem Kissen zusammenrollen“, fragte Lairis mit einem Schmunzeln.

Die Caitianerin schreckte hoch, ihr Schwanz stand mit einem Mal senkrecht. „Entschuldigung, Ma'am!“

Pavel, Riada und Marc lachten leise.

Die Schlussfolgerung, dass Dominion-Waffen das Spaceshuttle der Fremden zum Absturz gebracht hatten, nahm der Captain zwar beunruhigt, aber scheinbar ohne große Überraschung auf. Ganz im Gegensatz zu M'Rass letzter Offenbarung ...

„Warpfähig?“, hakte Lairis mit großen Augen nach. „Sind Sie sicher?“

Die Wissenschaftlerin und der Chefsingenieur tauschten einen Blick.

„Ich weiß bestens, wie ein Warpkern aufgebaut ist – und das Ding im Heck des Spaceshuttles ist einer!“, erklärte van de Kamp im Brustton der Überzeugung.

„OK ...“ Lairis schluckte, „Wie würden Sie den technischen Stand sonst einordnen?“

„Natürlich hat jede Kultur ihre Prioritäten und speziellen Talente, weshalb bei der einen Spezies zuerst die Computertechnologie einen Evolutionssprung macht, bei anderen ist es die Genetik ... aber alles in allem würde ich bei unseren Freunden sagen: Vergleichbar mit der Erde des frühen einundzwanzigsten Jahrhunderts.“

„Dann müsste es aber irgendwelche Satelliten im Orbit geben ... oder Raumstationen ... irgendwelche Hinweise, dass auf dem Planeten eine technische Zivilisation lebt“, wunderte sich Pavel.

„Wie schon vermutet, war das Volk vielleicht nicht sonderlich interessiert an Satellitentechnik oder Weltraumforschung, weil in der turbulenten Suppe um den Planeten herum kein Sensor

ordentlich funktioniert ...“

„Nicht interessiert an Weltraumforschung? Ich glaube, diese Theorie können wir jetzt aus der Luftschleuse spülen, M'Rass“, widersprach Pavel.

Marc räusperte sich. „Für eine Spezies, die gerade den Warpantrieb entwickelt hat, war die übrige Technologie ziemlich vorsintflutlich. Es gab sogar noch Computer mit Tastaturen.“ Bei diesen Worten lächelte er schief. „Mit den Sensoren ist auch nicht viel los und der Autopilot scheint nicht viel mehr zu taugen als ein antikes Kraftfahrzeug-Navi. Wer sich mit so was in den Weltraum – und dann auch noch auf einen Überlicht-Flug – wagt, hat wirklich Duranium in den Knochen!“

„Die alten Bajoraner haben sich mit einem Segelschiff und einem Kompass in den Weltraum gewagt“, konterte Lairis mit einem Zwinkern. „Denken Sie, dass vielleicht ...“ Sie suchte nach dem richtigen Wort. „Fremdeinfluss im Spiel war? Dass zum Beispiel Formwandler die Gesellschaft unterwandert und – absichtlich oder unabsichtlich – den Anstoß für diese Entwicklung gegeben haben?“

Marc überlegte und kratzte sich dabei flüchtig am Hinterkopf. „Ausschließen kann man das natürlich nicht. Allerdings ... wenn es die Absicht des Dominion war, dass dieses Volk den Warp-Antrieb entwickelt, frage ich mich erstens: Was bezweckt es damit? Und zweitens: Warum haben die Jem'Hadar das Shuttle auf seinem Jungfernflug abgeschlossen?“

„Vielleicht wollten diese Leute nicht länger unter der Tatze des Dominion leben und haben den Aufstand geprobt?“, vermutete M'Rass.

„Oder unsere Freunde der Galaktischen Ordnung hatten gar nicht ihre Finger im Spiel“, hielt van de Kamp dagegen. „Schließlich haben wir in dem Wrack keinerlei Hinweise auf Dominion-Technologie gefunden.“

„Also können wir davon ausgehen, dass das Volk nicht viel Hirn auf die Entwicklung von Sensoren und Navis oder Mobilfunk verwendet hat, weil ihnen das bei den heftigen Interferenzen sowieso nichts genützt hätte. Genauso wenig wie Raumstationen oder unbemannte Sonden. Stattdessen basteln sie mit aller Kraft an einem Überlicht-Antrieb, um endlich mit eigenen Augen zu sehen, was dort draußen, jenseits des Nebels, ist“, sinnierte Riada. Leicht schüchtern fügte sie hinzu: „Nun ja, ich würde so reagieren.“

Marc warf ihr einen anerkennenden Blick zu. „Ich sehe das so wie Miss Amargo.“

Lairis aktivierte derweil ihren Kommunikator. „Ms. No'Dara, rufen Sie die Sonde zurück“, befahl sie der jungen Efrosianerin.

„Aye“, erwiderte diese leicht verwundert.

„Ich möchte kein Risiko eingehen“, erklärte der Captain den Anwesenden. „Falls dort unten wirklich eine technische Zivilisation lebt – vor allem eine mit unfreundlichen flüssigen Zuwanderern – stechen wir vermutlich in ein Wespennest, wenn die falschen Leute unsere Technologie in die Hände kriegen.“

Einen Moment später meldete No'Dara: „Captain, die Sonde ist bereits auf dem Weg und erreicht uns in fünfzehn Minuten.“

„Sehr gut“, erwiderte Lairis. „Danke, No'Dara.“

„Captain, möchten Sie mal schauen, wie sie aussehen?“, fiel Riada in die entstehende Lücke.

Lairis war einen Moment irritiert. „Sie meinen ... die Fremden?“

„Du hast schon ein Bild?“ Pavel machte große Augen. „Ich dachte, du wärst noch nicht fertig?“

„Es ist noch ein bisschen pixelig, aber für einen ersten Eindruck sollte es reichen.“

„Das ist kein Kunstwettbewerb, Schatz – her damit!“ Pavel lächelte breit und auch Lairis musste grinsen.

„Ich schließe mich an – her damit!“

„OK ...“ Riada schob ihr Datenpadd über den Projektor und das halbdurchsichtige Hologramm

eines lilahäutigen Wesens erschien. Es war eindeutig humanoid, feingliedrig, mit jeweils vier Zehen und vier Fingern an Händen und Füßen, langem schwarzem Haar und großen gelben Augen mit katzenartigen Pupillen. Die Bildauflösung ließ in der Tat zu wünschen übrig, aber alle Anwesenden starrten das Abbild des Raumfahrers aus längst vergangener Zeit beinahe ehrfurchtsvoll an.

„Gute Arbeit, Fähnrich“, brach Lairis schließlich das Schweigen.



M'Rass verweilte unschlüssig vor der Tür zu Pavel Cywinskis Quartier. Pavel und Riada hatten sie eingeladen, heute Abend mit ihnen zu feiern – und so wie sie Pavel kannte, würden an diesem Abend sicher literweise alkoholische Getränke aller Art fließen. Die Caitianerin mochte keinen Alkohol, ausgenommen Eierlikör und Bailey's. Andererseits war Pavel ein wahrer Meisterkoch und mit seinen Pelmeni hatte er es schließlich geschafft, sie zu ködern.

Außerdem gab es einen Grund zu feiern: Die Drohne war vom vierten Planeten zurückgekehrt und hatte unbeschreibliche Bilder zurückgebracht.

Kaum hatte M'Rass die Klingel betätigt, wurde sie schon von einer leicht beschwipsten Riada mit einer überschwänglichen Umarmung begrüßt. Pavel häufte sofort Pelmeni auf ihren Teller und gab ihr ein Glas Milch mit Bailey's: „Pflanz dich und fühl dich wie zu Hause.“

„Was soll ich denn pflanzen?“, fragte die Caitianerin unsicher und sah sich in dem kleinen gemütlichen Wohnzimmer um, wo es bereits mehr Grünpflanzen gab als in einem tropischen Gewächshaus oder in Captain Lairis' Bereitschaftsraum.

Pavel und Riada lachten schallend.

„Mein Imzadi hat manchmal einen etwas seltsamen Wortschatz. Er meinte, du sollst dich setzen“, erklärte Riada mit einem amüsierten Lächeln und deutete auf die hellbraune samtige Eckcouch. Auf dem gläsernen Couchtisch türmten sich die Knabbereien und M'Rass fragte sich unwillkürlich, wer das alles essen sollte. Schließlich waren sie nur zu dritt ...

Dachte die Caitianerin jedenfalls, bis Pavels Stimme lautstark die fetzige Musik aus der Comm-Anlage überdröhnte. „Himmelherrgott, Vixpan ... geht's noch?“

M'Rass stellte ihre Ohren senkrecht und aus einer Art blaugrauem Zyperngras-Busch ragte plötzlich ein Paar gebogener Hörnchen hervor.

„Nicht meine bajoranische Grünlilie!“, fügte Pavel eindringlich hinzu. „Sie ist ein Geschenk des Captains.“

„Aber es waren doch nur zwei kleine Ableger“, verteidigte sich Vixpan kläglich.

„Was würdest du sagen, wenn sie ...“ Er deutete auf M'Rass. „Mal eben zwei von deinen Babys frisst, weil sie so lecker aussehen“, schoss Pavel zurück. „Du kannst Salat kriegen. Aber KEINEN keinen Scotch mehr! Das Zeug bringt dich wohl auf dumme Gedanken.“

Der Axanati sah mit einem Mal so geknickt aus, dass er M'Rass richtig leid tat.

„Vixpan!“, rief sie laut und winkte.

Sofort hellte sich seine Miene auf und er kam ihr entgegen. „Ich wusste gar nicht, dass Pavel dich eingeladen hat.“

„Hätte ich auch nicht, wenn ich gewusst hätte, dass er meine Pflanzen abknabbert“, grollte der junge Botaniker.

„Diese Lilien vermehren sich doch wie Unkraut und Captain Lairis hat dir eine abgegeben, weil sie selber nicht mehr weiß, wohin damit ...“ Riada redete leise und beruhigend auf ihren Freund ein, während sich Vixpan neben M'Rass auf der Couch niederließ.

„Captain Lairis hat Tharev in seinem Quartier einsperren lassen – so lange, bis wir wieder im Alpha-Quadranten sind!“, erzählte Vixpan und leckte genüsslich an einer Salzstange. M'Rass

glaubte aus seiner Stimme eine deftige Brise Schadenfreude zu hören. Etwas, dass sie dem gutmütigen Axanati nicht wirklich zugetraut hätte.

Plötzlich wurde die Haut unter ihrem Pelz ganz klamm. „Wegen der Prügelei? Was machen sie dann erst mit mir? Ich habe schließlich angefangen!“

„Keine Sorge, meine Freundin“, beruhigte sie Vixpan. „Die Sache mit der Prügelei hat Lairis längst abgehakt. Ihr habt beide euren Denkkzettel bekommen und ein Nachspiel gibt es nicht. Tharev war so dumm und größtenwahnsinnig, zu glauben, er könnte das Kommando über die Sicherheitszentrale übernehmen, während alle anderen mit den Schäden durch den Gasriesen beschäftigt waren. Dann hat er behauptet, er wäre unzurechnungsfähig, weil er sich den Kopf angeschlagen hat – aber Prescott und T'Liza haben ihn im Verhör auseinandergenommen und festgestellt, dass das nicht stimmt! Nun haben sie ihn wegen Befehlsverweigerung bei den Hörnern gepackt. Manchmal ist das Leben doch nicht unfair!“

„Das heißt, wir haben unsere Ruhe vor ihm“, fasste die Caitianerin zusammen. „Falls er nicht mit einem perfiden Racheplan aus dem Gefängnis ausbricht ...“

„Zum Glück sind unsere Gefängnisse ziemlich sicher.“

„Ich will dir ja nicht die gute Laune verderben – aber eines Tages wird er entlassen.“

Vixpan zog einen Flunsch. „So weit denke ich einfach nicht, M'Rass.“

Riada und Pavel gesellte sich zu ihnen, der junge Botaniker klopfte Vixpan versöhnlich auf die Schulter. „Nicht so schlimm mit der Lilie. Tut mir Leid, dass ich ausgerastet bin.“

„Schon vergessen“, erwiderte der Axanati.

„Diese Pflanzen sind so etwas wie meine Kinder“, erklärte Pavel. „Ich habe jede einzelne selbst gezüchtet und großgezogen und die Ableger dieser Grünlilie ...“

Vixpan schaute betreten zu Boden. „Wenn ich das irgendwie wieder gutmachen kann ...“

„Wie gesagt – kein Drama.“ Dann wandte er sich an seine Freundin: „Kannst du mal das Programm wechseln, Schatz?“

Riada wischte zwei Mal über den Touchscreen einer Art Fernbedienung und der Fensterersatz an der Wand zeigte nicht länger ein Abbild der roten Zwergsonne draußen, sondern eine Landschaft, deren wilde Exotik alle Anwesenden gebannt auf den Bildschirm starren ließ. An einem lachsrosa Himmel, der zum Horizont in leuchtendes Gelb überging, zeigten sich beide Sonnen: Die eine gleißend hell, die andere orange glimmend wie ein Zigarettenstummel zwischen den Lippen der Wolken. Merkwürdige starre Pflanzen von trüb-violetter Farbe bedeckten den rötlichen Boden. Sie erinnerten entfernt an riesige Pilze, Kakteen oder Farne.

M'Rass musste dennoch feststellen, dass ihr irgendetwas an dieser exotischen Schönheit nicht gefiel. Bald wusste sie auch, was es war: Es fehlten die hellen freundlichen Farben der meisten Klasse-M-Planeten. Vollständig fehlten auf den ersten Blick blau, weiß und grün. Etwas Drohendes, Unheimliches ging von diesem Planeten aus.

Die Caitianerin rieb sich nervös übers Nackenfell.

Ein Seitenblick auf Vixpan verriet ihr, dass es dem Axanati ähnlich ging.

Pavel schien ihr Unbehagen jedoch nicht zu teilen, sondern strahlte wie ein kleiner Junge auf dem Weihnachtsmarkt. „Ist das nicht der helle Wahnsinn?“, jubelte er. „Ich kann es kaum erwarten, ein paar dieser Pflanzen unters Mikroskop zu bekommen! Die Fauna und Flora dieser Welt unterscheidet sich vollkommen vom allem, was wir aus dem Alpha-Quadranten kennen!“ Seine Stimme überschlug sich fast. „Genau genommen gibt es keine richtigen Grenzen zwischen Flora und Fauna. Die meisten Tiere besitzen in ihrer oberen Epidermis eine Abart von Chlorophyllzellen, mit denen sie Sonnenlicht in Energie umwandeln können ...“

„Beneidenswert“, meinte M'Rass. „Wenn man bedenkt, wie viel Zeit meine Spezies mit Jagen verplempert hat, bevor der Replikator erfunden wurde ... Kein Wunder, dass die meisten Völker in der Föderation technisch weiter waren, als wir. Satt werden, indem man einfach nur faul in der

Sonne liegt ...“ Sie schnurrte. „Ein Traum!“

Die anderen lachten und prosteten ihr zu.

„Das ist in der Tat faszinierend“, schaltete sich Vixpan ein. „Was denkt ihr, wie diese eigenartige Evolution zustande gekommen ist?“

„Durch die Entstehung der zweiten Sonne war auf dem vierten Planeten plötzlich Leben möglich. Ein paar Einzeller mag es dort vorher schon gegeben haben – aber dann ging alles ganz schnell“, überlegte M'Rass. „Das Leben hier ist noch nicht mal eine Million Jahre alt! Ein paar Strahlungsausbrüche, ein paar Spontanmutationen ... herausgekommen ist eine Flora und Fauna, die sich kaum ausdifferenziert hat und entwicklungsmäßig auf einer Stufe steht, die mit der Erde der Kreidezeit vergleichbar ist ... meint jedenfalls Johnson.“

„Wenn das so ist ...“ Vixpan leckte sich flüchtig über die Lippen. „Gibt es dort unten auch Fleisch fressende Pflanzen?“

„Es gibt dort fast nichts anderes“, antwortete Pavel.

„Na dann pass gut auf deine Finger auf, wenn du dort unten Blumen pflücken gehst, Imzadi.“ Riadas Begeisterung für die fremde Welt hatte ebenfalls einen Dämpfer erlitten, als sie M'Rass' und Vixpans Emotionen aufgefangen hatte. Mit einem ernsten Blick in die Runde fügte sie hinzu: „Wir sollten alle vorsichtig sein!“

Pavel verdrehte die Augen. „Ja, Mutti.“

„Ja, besonders du!“, schoss sie zurück.

Sie wusste, wie leichtsinnig ihr Freund sein konnte. Ebenso wusste sie jedoch, dass sie ihn von keiner Dummheit abhalten konnte, wenn er sich etwas fest in den Kopf gesetzt hatte.

„Johnson hat auch schon die Atmosphäre analysiert“, fuhr Pavel – unberührt von Riadas Mahnung – fort. „32 % Sauerstoff, 66 % Stickstoff, etwa 2 % Helium und 0,04 % CO₂. Wir brauchen also keine Raumanzüge, wenn wir den Planeten erforschen. Allerdings sollten wir uns ein paar Eisbeutel unter die Uniform packen. Die Temperatur beträgt zur Zeit 53° Celsius!“

„Deshalb will Captain Lairis das Außenteam auch erst morgen Nachmittag runter schicken“, gab Vixpan zu bedenken. „Dann ist nämlich die weiße Sonne untergegangen und es wird deutlich kühler.“

„Wie nannte Johnson den Zeitpunkt, an dem beide Sonnen gleichzeitig am Himmel stehen? Ultravioletter Tag?“, Riada beugte sich leicht vor, was einen tiefen Einblick in den Ausschnitt ihres bordeauxroten Cocktailkleides erlaubte.

„Richtig. Ultravioletter Tag.“ M'Rass nickte. „Solche Tage kommen nur alle zweiundsiebzig Stunden vor. Bei klarem Wetter kann es so hell werden, dass die meisten Humanoiden ohne Schutzbrille erblinden würden. Das liegt vor allem an dem starken ultravioletten Licht.“ Ihre Stimme bekam einen geheimnisvollen, vibrierenden Klang, als sie hinzufügte: „Aber noch seltener sind auf diesem Planeten die Nächte. Sie kommen nur einmal in zwei irdischen Wochen vor, aber dauern fast achtundvierzig Stunden. In den Lebewesen, die sich während der ultravioletten Tage und der orangen Tage vom Sonnenlicht nähren konnten, erwacht mit fortschreitender Dunkelheit ein nagenden Hunger nach Fleisch.“ Mit diesen Worten entblößte die Caitanerin ihre scharfen Krallen und Eckzähne. „Hrrrr ...“

Pavel schrak erst zurück, denn grinste er. „Willst du uns Gruselgeschichten erzählen, Miez? Halloween ist erst in einem Monat.“

„Wieso Gruselgeschichten erzählen?“, erwiderte Riada trocken. „Ich fürchte, wir stecken mitten in einer drin.“

Kapitel 7: Rätsel

Am nächsten Tag schickte Captain Lairis das Außenteam zum vierten Planeten. Die starken Interferenzen erlaubten kein Beamen, also starteten zwei Shuttles in Richtung der geheimnisvollen verschleierte Welt.

Lairis beobachtete, wie die beiden schnittigen Runabouts auf dem Bildschirm kleiner und kleiner wurden. Im Ersten saßen T'Liza, Marc, Wilbury und Chief Cordero. Im Zweiten Dr. Tygins, M'Rass, Pavel und Jorana.

Ein Gefühl, als ob ein Klumpen von kaltem Schleim in ihrem Magen lag, überkam die Kommandantin von einer Sekunde zur anderen. Ihr wurde leicht übel, doch sie ließ sich nichts anmerken, als Prescott neben sie trat und mürrisch auf den Hauptmonitor starrte.

Zu gern wäre er selbst in einem der beiden Shuttles geflogen! Sein Bein fühlte sich immer noch steif an, aber es heilte rasch. Dennoch meinte Dr. Tygins, er sei für eine Außenmission auf einem unbekanntem Planeten noch nicht fit genug.

Zum Teufel mit dem griesgrämigen alten Quacksalber! dachte Prescott – obwohl er tief im Inneren wusste, dass der Doc Recht hatte. Auch wenn die Aufzeichnungen der Sonde keine echte Gefahr verrieten, war es dennoch möglich, dass er dort unten um sein Leben rennen musste. Und das konnte er gegenwärtig leider nicht.

Sein Blick streifte Lairis, deren Augen weiterhin am Monitor hafteten, obwohl die beiden Shuttles längst nicht mehr zu sehen waren.

„Captain?“, fragte er vorsichtig.

Es dauerte einige Sekunden, bis sich Lairis umwandte und zu einem Lächeln zwang.

„Ich würde jetzt gern in einem dieser Shuttles sitzen, Commander.“

„Wem sagen Sie das!“, seufzte der Sicherheitschef.

Lairis nickte ihm zu und ließ sich wieder im Captain-Sessel nieder.

Wo ihr Platz war. Wo sie sich gerade vollkommen nutzlos fühlte.

Genau wie Prescott hätte sie sich am liebsten dem Außenteam angeschlossen. Nicht nur, weil das Abenteuer sie reizte, sondern weil sie endlich frische Luft atmen wollte. Nach drei Monaten ununterbrochen im All kam ihr das eigene Schiff wie ein Gefängnis vor.

Aber das war nicht der einzige Grund. Aus einem Gefühl, das sie selbst nicht erklären konnte, ließ sie ihre Leute auf dem vierten Planeten ungern allein.



Die größere der beiden Sonnen war längst nicht mehr am Himmel, als Lieutenant Jorana das Shuttle am Ufer eines schmalen Flusses landete. Die kleinere Sonne stand eindeutig tiefer als auf den Bildern, die die Drohne übermittelt hatte, und leuchtete glühend rot. Der Himmel hatte seine Farbe von lachsrosa zu orangegelb gewechselt, bernsteinfarbene Wolken jagten sich mit atemberaubender Geschwindigkeit.

Über dem eigentümlichen violetten Dschungel schien die Dämmerung aufzuziehen, doch was für menschliche Augen wie ein Sonnenuntergang aussah, war in Wirklichkeit die normale Tageszeit auf diesem Planeten. Commander Johnson hatte sie den „Orangen Tag“ genannt, er währte nach seinen Berechnungen fast eine irdische Woche.

Als die vier Offiziere das Shuttle verließen, verharrten sie einen Moment und beobachteten das faszinierende Naturschauspiel mit andächtigem Schweigen.

Schließlich berührte die bolianische Sicherheitsoffizierin ihren Kommunikator. „Jorana an DEFENDER: Shuttle DHAKUR ist sicher gelandet, Captain.“

„Sehr gut!“, antwortete Lairis. Ihre Stimme klang hörbar erleichtert. „Wie sieht es dort unten aus, Lieutenant?“

„Die perfekte Location für ein romantisches Picknick.“ Jorana lächelte leicht.

„Hast du das gehört, Riada?“ meldete sich Pavel aus dem Hintergrund.

„Miss Amargo ist im Maschinenraum, Fähnrich“, gab die Kommandantin leicht belustigt zurück. „Außerdem: Bevor Sie Ihren nächsten Urlaub planen, sammeln Sie erst mal Pflanzen- und Gesteinsproben. Aber fassen Sie nichts mit bloßen Händen an! Kontaktieren Sie mich umgehend, wenn Ihnen etwas komisch vorkommt! Und fliegen sie spätestens um 22:00 Uhr Bordzeit wieder zurück! Lairis Ende.“

„Na, dann haben wir ja noch sechs-sieben Stunden“, freute sich Pavel und musterte begehrlig ein paar violette Riesenfarne mit dunkelroten Ringelstreifen auf den gut vier Meter hohen Stengeln.

M'Rass hatte seit der Landung kein Wort gesagt, sie sah sich mit großen Augen und peitschendem Schwanz in der verstörend fremdartigen Landschaft um. Obwohl es immer noch ziemlich warm war – laut ihrem Tricorder 26°C – fröstelte sie unter ihrem Fell.

Ihr Blick schweifte in die Ferne, über die Schirme pilzähnlicher Pflanzen hinweg, aus denen hier und da die schuppigen Stämme rotvioletter Farn-Palmen ragten. Die ferne Bergkette hinter dem Meer schien konturlos wie eine Fata Morgana. Umso deutlicher erkannte M'Rass die Wolken, die sich auf der anderen Seite ballten: Sie waren nicht länger goldbraun, sondern bedrohlich schwarz. „Das sieht nach einem Gewitter aus!“, bemerkte sie sorgenvoll.

Jorana wandte sich erschrocken um: „Ich dachte, das Wetter wäre stabil?“

„Die Atmosphäre ist durch versprengte Gasriesen-Partikel stark ionisiert. Da kann es immer wieder zu solchen Stürmen kommen – und zwar ohne jede Vorwarnung“, entgegnete die Caitianerin düster.

Dr. Tygins, der als ranghöchster Offizier die Leitung des Außenteams innehatte, nickte zustimmend. „Richtig, Johnson hat uns gewarnt. Wir gehen besser keine unnötigen Risiken ein.“ Der eindringliche Blick seiner schwarzen Augen ruhte zunächst auf Pavel Cywinski. „Fähnrich, Sie folgen mir direkt und führen 3D-Scans aller Pflanzenarten durch. Falls Sie Proben nehmen, ziehen Sie auf keinen Fall die Sicherheitshandschuhe aus!“

„Aye, Sir!“ Pavel nickte.

„Fein, ich mache das gleiche, wenn uns tierisches Leben über den Weg läuft.“ Dann wandte sich der Doktor an M'Rass: „Sie nehmen einige Bodenproben, aber hauptsächlich behalten Sie das Wetter und die seismische Aktivität im Auge. Melden Sie sofort, wenn sich etwas ändert!“

„Mach ich“, erwiderte die Caitianerin und konnte sich nicht verkneifen, hinzuzufügen: „Der Wissenschaftsrat hätte uns besser einen richtigen Geologen mitgeschickt.“

Tygins lächelte leicht. „Dass wir auf einem Planeten landen, war nie vorgesehen, Fähnrich.“

„Das Oberkommando röstet uns auf kleiner Flamme, wenn sie erfahren, dass wir die Tarnung aufgeben haben“, warf Jorana grimmig ein.

Auf Tygins' stummen Befehl erklärte sie: „Meine Aufgabe ist schon klar: Die Augen offen halten, Phaser bereit und auf alles schießen, was sich bewegt.“

Der Doktor schmunzelte. „Übertreiben Sie es bitte nicht mit dem Schießen.“

M'Rass starrte sekundenlang hoch konzentriert auf ihre Tricoderdaten, dann auf den Horizont. „Ich fürchte, dort drüben braut sich ein Magnetsturm zusammen!“, verkündete sie alarmiert.

Dann blickte sie auf und sah Tygins direkt in die Augen. "Wir sollten die MUSILLA kontaktieren, Sir! Ich muss wissen, ob alles in Ordnung ist!"

Das zweite Shuttle, das wie alle Runabouts auf der DEFENDER den Namen einer bajoranischen Provinz trug, sollte auf der anderen Seite des Meeres landen. Die Sonde hatte dort Bilder von nebelverhangenen Objekten aufgezeichnet, die nach Meinung des Captains nicht natürlichen Ursprungs waren.

Während die Aufgabe des DHAKUR-Teams darin bestand, Proben zu nehmen und Scans durchzuführen, sollte das MUSILLA-Team herausfinden, ob es sich bei der ominösen Skyline tatsächlich um eine Stadt handelte und ob sie bewohnt war. Um das aus sicherer Entfernung zu festzustellen, war das Improvisationstalent von zwei fähigen Ingenieuren wie van de Kamp und Cordero erforderlich. Für den Fall, dass sie tatsächlich auf intelligente Lebewesen stießen oder ein altes Archiv in einer längst verlassenen Bibliothek ausbuddelten, war Counselor T'Liza dabei. Der Vulkanierin besaß von allen an Bord die beste diplomatische, sprach- und literaturwissenschaftliche Ausbildung.

Tygins schien einen Moment zu überlegen, dann aktivierte er seinen Kommunikator. "MUSILLA – hier Team DHAKUR ..."

Die Offiziere lauschten angespannt, wurden aber durch nichts als Schweigen belohnt.

"Tygins an van de Kamp ..."

Wieder nichts – nur statisches Rauschen.

"Tygins an T'Liza ..."

Stille.

"Tygins an Cordero. Tygins an Wilbury."

Der Wind piffte durch lila Spargelstangen, aber der Kommunikator des Doktors schwieg.

"Verdammter Mist!", fluchte er so lautstark, dass M'Russ mit ihrem empfindlichen Gehör zusammen zuckte.

Der Himmel schien ihm Recht zu geben, denn es zogen immer mehr Wolken auf und verdunkelten die schwache rote Sonne.

"Was machen wir nun?", wagte Pavel schließlich zu fragen.

"So viele Proben nehmen, wie wir kriegen können, und dann von hier verschwinden", entschied Tygins. "Abmarsch in einer halben Stunde!"

Niemand protestierte, noch nicht einmal Pavel. Das Schweigen der MUSILLA verdüsterte ihre Stimmung ebenso wie die dunkle Wolkendecke am Himmel.

Tygins informierte den Captain, dann wandte er sich an sein Außenteam: „Ich versuche, die MUSILLA in zwanzig Minuten noch einmal zu rufen. Wahrscheinlich nur eine atmosphärische Turbulenz. Sicher geht es allen gut und sie warten in ihrem Shuttle das Unwetter ab.“

Jorana runzelte die Stirn. „Aufgesetzter Optimismus steht Ihnen nicht besonders gut, Sir.“

Tygins seufzte nur. Er war der Teamführer und sollte sich wenigstens um Optimismus bemühen.



Auf der DEFENDER hatte Johnson den heraufziehenden Ionensturm ebenfalls bemerkt. „Das darf nicht wahr sein!“, rutschte es ihm heraus.

Lairis trat hinter ihn und betrachtete das verwaschene Bild auf der Konsole des Wissenschaftsoffiziers mit wachsender Sorge.

Die Pflanzen bogen sich unter einem plötzlichen Sturm wie Angelruten unter der Last eines besonders schweren Fisches. Der Himmel war inzwischen voller dunkler Wolken.

Neben dem Videobild, das immer wieder hinter schmutzigem Schnee zu verschwinden drohte, zeigten die Kurzstreckensensoren eine wachsende Sturmfront, die sich mit rasanter Geschwindigkeit auf den südwestlichen Kontinent zubewegte.

Dort, wo sich die beiden Außenteams befanden!

Lairis wandte sich an den Kommunikationsoffizier: „Vixpan, versuchen Sie Verbindung zur Dhakur und zur MUSILLA aufzunehmen!“

Vixpans Finger huschten über die Konsole. „Dhakur meldet, dass alle wohlauf sind ... aber die MUSILLA ...“ Mit einem Ausdruck des Bedauerns blickte der Axanati zum Captain auf. „Die MUSILLA antwortet nicht, Ma'am.“

„Kein Wunder bei den Interferenzen“, versuchte Lairis sich selbst und den anderen Mut zuzusprechen. Sie atmete tief durch: „Können Sie das Shuttle wenigstens orten? Mit einem Sensorcho vielleicht?“ Die Bajoranerin zog diverse Kommunikationstricks aus ihrer Zeit beim Widerstand an die Oberfläche, aber die hatte sie Vixpan alle schon beigebracht.

„Ich kann es versuchen ...“ Der Axanati starrte konzentriert, mit einem leisen Meckern auf seine Anzeigen, justierte hier eine Amplitude, dort eine Frequenz, erhöhte dabei den Energie-Input auf Maximum.

„DEFENDER an MUSILLA“, startete er einen Versuch, als sich das Rauschen auf seinem Videobild ein wenig lichtete.

Keine Antwort. Über die Com-Anlage kam nur statisches Knistern.

„DEFENDER an MUSILLA! Chief Cordero, können Sie mich hören?“

Wieder keine Antwort.

„Dieses Mistwetter macht eine stabile Kommunikation fast unmöglich!“, seufzte Vixpan.

Plötzlich knackte es ein paar Mal in der Leitung, so dass der Kommunikationsoffizier neue Hoffnung schöpfte. In das permanente Rauschen mischte sich eine männliche Stimme, zunächst unverständlich für menschliche Ohren ... jedoch nicht für einen Axanati.

„Rodrigo?“ rief Vixpan aufgeregt. „Sprechen Sie bitte lauter! Der Empfang ist so schlecht.“

Mit einem Mal hatte sich die halbe Brückencrew hinter ihm versammelt, angeführt von Lairis. Der Captain lächelte ihm aufmunternd zu. Ihre vage Hoffnung lag buchstäblich in der Luft.

„Wilbury hier ... Chief Cordero ... alle Hände voll mit der Steuerung zu tun ...“ Der Mann gab sich sichtlich Mühe mit dem Funkgerät, doch seine Stimme ging immer wieder in den störenden Hintergrundgeräuschen unter. „... Gewitter ... der verdammte Sturm ...“

„Kehren Sie sofort um, das ist ein Befehl!“, rief Lairis.

„Kann nicht ...“ Das war die Stimme von Rodrigo, kaum zu verstehen.

Dann riss die Verbindung ab.

„Prescott, können Sie den Sturm mit einer Phasersalve aufs Meer umleiten?“, fragte Lairis.

Prescott nickte und wollte bereits die Bordphaser justieren, da räusperte sich Johnson. „Bei allem Respekt - aber das würde ich nicht empfehlen“, meinte er. „Wenn wir den Tornado aufs Meer leiten, könnte das eine Springflut auslösen, die das Dhakur-Team wegspült!“

„Also besser auf 's Festland?“, schlug Prescott vor.

Johnson verzog das Gesicht. „Das mindert vielleicht die Gefahr für die Außenteams – aber wir wissen immer noch nicht, ob der Planet bewohnt ist.“

Lairis ballte die Hände zu Fäusten, als sie begriff, dass der Planetologe Recht hatte. Abgesehen von dieser geheimnisvollen Skyline auf einem der Sensorbilder gab es zwar keine Hinweise

auf intelligentes Leben – doch sie konnte es nicht verantworten, womöglich tausende Unschuldige ins Verderben zu stürzen, um acht ihrer eigenen Leute zu retten.

„Scheiße!“, murmelte Prescott und sprach ihr damit voll aus der Seele.

Wieder knackte es in der Leitung. Einzelne Worte kamen durch den Sturm, manchmal auch nur Bruchteile von Worten. „... lässt sich nicht mehr steuern ... rast auf die Felswand zu ...“

Lairis war schlagartig blass geworden. „Wilbury! Cordero!“, rief sie entsetzt.

Im Hintergrund waren ein schriller Schrei und das laute Fluchen eines Mannes zu hören. Dann gab es nur noch Stille. Nicht einmal das statische Rauschen und Knistern, das zuvor immer wieder die Verbindung gestört hatte, ließ sich jetzt noch empfangen.

Lairis senkte den Blick und sprach ein stilles Gebet. Ihr wurde schmerzlich klar, dass sie im Moment rein gar nichts tun konnte – vor allem nicht für die Crew der MUSILLA.

Prescott starrte mit leerem Blick auf seine Konsole, wo alle paar Sekunden ein Bild der Verwüstung aufblitzte: Dort unten tobte das wildeste Unwetter, das er je gesehen hatte. Der Sturm fegte erbarmungslos über die bizarren violetten Pflanzen hinweg, drückte einige von ihnen fast zu Boden, knickte andere ab. Der Regen ließ einen tropischen Monsun auf der Erde wie einen leichten Frühlingsschauer aussehen, der Donner krachte beinahe jede Minute, Blitze zuckten immer wieder auf und tauchten den Himmel für Sekunden in ein gespenstisch grelles Licht. Es waren sogar ein paar Kugelblitze zu sehen. Kein Wunder, dass Rodrigo die Kontrolle über die MUSILLA verloren hatte!

Im nächsten Augenblick wurde ihm bewusst, dass er gerade dabei war, sich eine schreckliche Wahrheit einzugestehen. Er dachte an Wilburys verstümmelte Nachricht, die unterschwellige Panik in seinem Tonfall, den entsetzten Aufschrei. Wilbury hatte eine Felswand erwähnt. Da gab es nichts schönzureden: Das Shuttle war gegen einen Felsen gekracht. Konnte die Crew einen solchen Zusammenstoß überleben? Jeremy war kein Experte für Crashtests, aber er ahnte, dass zumindest für den Mann im Cockpit dieser Felsen das Letzte war, was er in seinem Leben gesehen hatte.

Und Wilbury? Er hatte die Comm-Anlage bedient, kurz bevor das Shuttle – höchstwahrscheinlich – gegen den Fels geknallt war. Das hieß, er war ebenfalls im Cockpit gewesen ... Sein Stellvertreter. Und Rodrigo, der ihm in den letzten Monaten ein Freund geworden war. Prescott kämpfte gegen die Tränen und hoffte, dass wenigstens Marc und T'Liza überlebt hatten.

Vixpan löste sich als Erster aus seiner Erstarrung. „Sollten wir nicht eine Rettungsmission starten, Captain?“

Lairis schüttelte traurig den Kopf. „Momentan wäre das Selbstmord. Sobald das Unwetter nachgelassen hat, probieren wir es.“

Jerad, der unbemerkt die Brücke betreten hatte, räusperte sich. „Mit deiner Erlaubnis würde ich ein Team von Freiwilligen zusammenstellen.“

Lairis nickte. „Du findest sicher mehr als genug. Ich würde auch am liebsten dort runter ...“

„Dein Platz ist auf der Brücke“, erinnerte er sie.

Lairis runzelte die Stirn. „Ich bin jetzt nicht in Stimmung für Zitate aus dem Sternenflotten-Handbuch.“

„Captain!“, rief Johnson alarmiert. „Der Hurrikan dreht aufs Meer! Nach meinen Berechnungen rast innerhalb der nächsten dreißig-vierzig Minuten eine zehn Meter hohe Flutwelle auf die Küste des südwestlichen Kontinents zu!“

„Fähnrich, kontaktieren Sie noch mal das Außenteam von der Dhakur! Sagen Sie Ihnen, sie sollten augenblicklich ihre Hintern ins Shuttle bewegen und abfliegen!“, befahl der Captain.

„Aye.“ Vixpan nickte. „DEFENDER an Tygins ...“

„Tygins hier“, antwortete der Arzt nach einer halben Minute.

Im Hintergrund heulte bereits der Sturm.

„Captain Lairis sagt, Sie sollen – Zitat – Ihre Hintern ins Shuttle bewegen.“ Bei diesen Worten blinzelte der Axanati leicht schelmisch.

„Das hatten wir sowieso vor“, gab Tygins zurück. „Wir kriegen längst keine brauchbaren Daten mehr, unsere Tricorder funktionieren wegen dem Ionensturm nicht richtig ...“

„Also, was hält Sie noch da unten?“

In Gedanken fügte Lairis hinzu: Kommen wenigstens Sie wohlbehalten zurück!



Lieutenant Marc van de Kamp erwachte mit furchtbaren Kopfschmerzen. Er befand sich im Runabout MUSILLA – besser gesagt, was von ihr übrig war. Das erkannte er, nachdem er seine anfängliche Orientierungslosigkeit überwunden hatte. Nach und nach kamen die Erinnerungen an den Erkundungsflug mit der MUSILLA – und an die Katastrophe...

Rodrigo beschwerte sich immer wieder über die lächerlich geringe Reichweite der Scanner, die ihn zwang, so tief wie möglich zu fliegen. Trotzdem schafften sie es in relativ kurzer Zeit, ein Gebiet von über fünfzig Quadratkilometern zu erforschen. Laut den Simulationen, die der Computer mit Hilfe der gesammelten geographischen Daten erstellte, befanden sie sich auf einer Insel nahe des vierzigsten Breitengrades - einer ziemlich großen Insel, die fast doppelt so viel Fläche einnahm wie Neuseeland. Die üppige, urzeitliche Vegetation, von der sie überall bedeckt war, wurde nur durch eine Hochgebirgskette nahe der östlichen Küste unterbrochen. Und von jener seltsamen Skyline, die im Westen aufragte wie eine Fata Morgana. Oder Hochhäuser aus Glas. Die Sensoren lieferten leider keine brauchbaren Angaben.

Rodrigo landete zwei Mal, um Pflanzen- und Gesteinsproben einzusammeln. Die Transporter funktionierten wegen der starken Ionisierung der Atmosphäre leider immer unzuverlässiger. Alles in allem war es eine erfolgreiche Mission - bis die MUSILLA plötzlich vom Unwetter überrascht wurde.

Als der Computer die Insassen des Shuttles vor der herannahenden Sturm- und Gewitterfront warnte, war es bereits zu spät. Der Ionensturm näherte sich viel schneller als vorausberechnet und die atmosphärischen Interferenzen, die das Gewitter verursachte, störten die Navigationssensoren erheblich. Rodrigo konzentrierte seine gesamte Aufmerksamkeit auf die Steuerung, so dass er zunächst nicht bemerkte, wie sich Fähnrich Vixpan über Funk meldete. Der Donner und das Heulen des Sturms waren einfach zu laut, und eine Videoverbindung kam erst recht nicht zustande.

Wilbury hörte Vixpans Stimme als erster. Als er endlich eine Zwei-Wege-Verbindung zur DEFENDER herstellen konnte, keimte eine vage Hoffnung auf – aber es war zu spät für die Crew der MUSILLA.

Das Shuttle schwankte wie ein Dampfer in Seenot. Rodrigo kämpfte verzweifelt mit der Steuerung - auch als er bereits auf die Felswand zu raste und alles sinnlos war ...

Da sprang T'Liza geistesgegenwärtig auf. Mit einer Kraft, wie sie nur eine Vulkanierin aufbringen konnte, packte sie Wilbury und zerrte ihn aus dem Cockpit.

An den Rest erinnerte sich Marc nicht mehr. Nun stellte er fest, dass er großes Glück gehabt hatte: Abgesehen von einer Beule am Hinterkopf und ein paar Kratzern war er offenbar unverletzt. Keine gebrochenen Knochen oder sonstigen schweren Verletzungen ... Nun konnte er nur noch hoffen, dass er sich keine Gehirnerschütterung zugezogen hatte.

Auf allen Vieren kroch er zwischen Trümmern und Scherben vorwärts, tastete im Halbdunkel nach seinen Kameraden. Durch einen zackigen Riss in der Außenhülle bohrten sich gelbe Lichtstrahlen – die einzige zarte Andeutung von Farbe in dieser irrealen schwarz-grauen Welt des Zwilichts.

Der Sturm hatte entweder aufgehört oder sie befanden sich mitten im Auge – denn gegenwärtig war es geradezu unheimlich still. Bis ein schmerzerfülltes Stöhnen Marcs Aufmerksamkeit erregte. Erleichtert atmete er auf: Immerhin war noch jemand am Leben! Van de Kamp krabbelte in die Richtung, aus der das Geräusch kam, und stolperte nach wenigen Minuten buchstäblich über Lieutenant Wilbury.

Der Sicherheitsoffizier stieß einen gequälten Schrei aus.

„Entschuldigung“, murmelte Marc zerknirscht.

„Lieutenant van de Kamp ... Sind Sie das?“ Hoffnung mischte sich in Wilburys heisere Stimme.

„Ja, ich bin 's! Sind Sie schlimm verletzt?“ Marc konnte im Schein der schwachen Lichtstrahlen nur ein bleiches, schmerzverzerrtes Gesicht erkennen.

„Ich ... denke nicht“, brachte Wilbury heraus. „Mein Bein ... Ist zwischen zwei Sitzen eingeklemmt. Gebrochen, nehme ich an ... Scheiße, tut das weh!“

„Warten Sie ...“ Marc versuchte, die beiden Sitze auseinander zu schieben, bis seine Muskeln zitterten und dicke Schweißperlen sein Gesicht hinunter rannen.

Schließlich musste er keuchend aufgeben. „Tut mir Leid ...“

„Danke für den Versuch.“ Wilbury atmete schwer. „Was ... ist mit den anderen?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Marc und eine schlimme Ahnung ergriff Besitz von ihm.

Das gelbe Licht war nicht die einzige Farbe im Inneren des Wracks. Da gab es auch noch Grün ... eine olivgrüne Pfütze, die sich langsam ausbreitete, begleitet von einem weiteren Stöhnen.

„T'Liza?“ Marc eilte der Vulkanierin zu Hilfe – und hielt entsetzt die Luft an.

Ein Träger hatte sich durch ihre Bauchdecke gebohrt und die arme Frau regelrecht an den Boden genagelt.

Ihre Augen verdrehten sich, bis nur noch das Weiße zu sehen war. Sie drohte, erneut das Bewusstsein zu verlieren ... oder Schlimmeres.

„T'Liza ... Bitte bleiben Sie bei uns!“, flehte Marc.

Verdammt, hier musste es doch irgendwo einen Erste-Hilfe-Koffer geben?

„Im Cockpit“, sagte Wilbury, als hätte er van de Kamps Gedanken gelesen.

„Okay, halten Sie beide nur ein paar Minuten durch! Ich ...“

Eine schmale, blasse Hand umklammerte plötzlich sein Handgelenk. Van de Kamp schreckte zusammen und blickte geradewegs in die klaren, grauen Augen von T'Liza. Ihr Gesichtsausdruck verriet in diesem Moment keine Spur vom Schmerz, Erschöpfung oder gar Todesangst – und Marc ahnte, dass diese winzige Demonstration von Würde und Autorität das Höchstmaß vulkanischer Mentalkontrolle verlangte.

„Lieutenant, hören Sie mir zu ...“ Selbst ihre Stimme war erstaunlich klar. „Ich und Lieutenant Wilbury haben nur eine Chance, wenn ich meinen Körper sofort in Heiltrance versetze! Aber dazu müssen Sie mich zuerst von diesem Ding befreien!“ Sie deutete auf den Duraniumträger, der sie aufgespießt hatte.

„Aye.“ Marc nickte beklommen und tastete nach seinem Phaser. Zum Glück war die Waffe nicht verloren gegangen.

Der Chefindgenieur atmete ein paar Mal tief durch, als ihm klar wurde, was zu tun war.

„Ich werde es mit einem Phaserstrahl durchtrennen und hoffe, dass es nicht zu heiß wird. Sobald das erledigt ist, nehmen Sie meine Hand und ich pflücke Sie dort runter ...“

T'Liza nickte schwach. „Klingt logisch.“

„Okay ... bereit?“

Die Vulkanierin nickte abermals.

Marc justierte seinen Phaser, bis die Waffe einen Strahl erzeugte, der stark genug war, Uranium zu durchschneiden, ohne es sofort zu schmelzen.

T'Liza beobachtete fasziniert, wie sich einen halben Meter über ihr orangerotes Licht durch Metall fraß. Als es durchtrennt war, zog sich Marc vorsichtshalber die Ärmel seiner Uniform über die Hände. Er war nicht sonderlich scharf darauf, sich zu verbrennen.

Der obere Teil des Trägers ließ sich mit einiger Mühe zur Seite biegen.

Schwer atmend wandte sich Marc wieder an T'Liza. Die Vulkanierin schien mit jeder Minute blasser und schwächer zu werden, stellte er besorgt fest.

Er versuchte er aufmunterndes Lächeln, packte ihre Hände fest – und zog ihren Körper mit einem Ruck nach oben.

T'Lizas Schrei hallte unerträglich laut von den Wänden des Wracks wieder. Ihre Lider flatterten, in Marcs Armen sackte ihr Körper zusammen wie eine Stoffpuppe.

„T'Liza!“ Van de Kamp nahm ihr Gesicht in beide Hände. Es fühlte sich erschreckend heiß an. „Mein Gott, bitte machen Sie jetzt nicht schlapp! Wir brauchen Sie!“

Was habe ich nur getan ... waberte es gleichzeitig durch seinen Kopf.

Doch die Vulkanierin lächelte schwach. „Danke.“

„Sie ... Sie werden doch hoffentlich wieder gesund?“

„Ja“, hauchte T'Liza. „Ich muss mich nur auf meine innere Kraft konzentrieren.“

„Wilbury ist ...“

„Ich weiß“, unterbrach in die Vulkanierin und Marc verstand. Sie hatte in seinem Geist gelesen, als ihre Hände sich berührten.

„Was ist mit Cordero?“, wagte Marc schließlich zu fragen.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte T'Liza. „Aber die Wahrscheinlichkeit, dass er noch lebt, ist sehr gering.“

„Fürchte ich auch“, musste Van de Kamp ihr beipflichten.

T'Liza blickte ihn eindringlich an. „Mein Körper muss sich regenerieren ... dann helfe ich Wilbury.“

„Gut.“ Marc bettete sie sanft auf den Boden.

Ihre Lider fielen zu und sie regte sich nicht mehr.

Der junge Ingenieur hoffte, dass sie sich tatsächlich in Heiltrance befand. Er wusste nicht, ob er es ertragen konnte, wenn sie ...

„Lieutenant?“ Die Stimme gehörte Wilbury. „Was ist mit der Counselor?“

Marc bemühte sich um Zuversicht. „Sie kommt wieder in Ordnung.“

„Wenigstens etwas“, krächzte der Sicherheitsoffizier mit schmerzverzerrtem Gesicht. „Cordero ist wahrscheinlich tot und wir müssen irgendwie Verbindung mit der DEFENDER aufnehmen ...“

Marc nickte. „Ich werde den Comm-Transmitter ausbauen, damit rausgehen und nach einem Loch in den Interferenzen suchen.“ Auf Wilburys fragenden Blick fügte er hinzu: „Ich meine, einen Ort, wo die Ionenkonzentration weniger stark ist und mein Signal eine Chance hat, durchzukommen.“

„Alles klar. Versuchen Sie es.“

Van de Kamp legte eine Hand auf seine Schulter: „Im Cockpit sollte es auch einen Erste-Hilfe-Koffer geben.“

„Ja, das wäre ganz großartig.“ Wilbury brachte mühsam ein Lächeln zustande.

Marc kletterte über den Co-Pilotensitz und landete mit den Händen in einem Haufen Glasscherben. Wie durch ein Wunder verletzte er sich nicht.

Erst jetzt kam er auf die Idee, die Taschenlampe an seinem Phaser anzuschalten und das Cockpit auszuleuchten. Dabei traf der Lichtkegel auf die reglose Gestalt von Rodrigo Cordero. Die Hälfte seines Gesichts war durch den Aufprall zermatscht, seine Augen blickten ihn starr und glasig an. Marc wandte sich ab. Er brauchte keinen medizinischen Tricorder um festzustellen, dass Cordero tot war.

Lieutenant van de Kamp kämpfte gegen die Übelkeit und zwang sich, den Mechaniker-Koffer unter seinem toten Körper hervor zu ziehen. Flink und routiniert befreite er den Transmitter aus seinem Gehäuse und verstaute ihn in seinem Rucksack.

Ein Med-Kit fand er unter der zersplitterten Kontrollkonsole des Co-Piloten.

Er krabbelte zurück zu Wilbury und entleerte ein Hypospray an seinem Hals. „Das ist erst mal gegen die Schmerzen“, erklärte er.

„Danke“, antwortete dieser. Er schloss kurz die Augen, bevor er zu fragen wagte: „Cordero ist tot, oder?“

Marc nickte betrübt.

„Verdammt Sch**** ...“

„Hören Sie zu, ich werde jetzt versuchen, hier rauszukommen und eine Lücke in der Ionenkonzentration der Atmosphäre zu finden. Dann rufe ich die DEFENDER und hoffe, die können schnell Hilfe schicken! T'Liza hat sich in Heiltrance versetzt. Sobald sie wieder einigermaßen hergestellt ist, wird sie Sie befreien und sich um sie kümmern.“

Wilbury nickte. „Klingt vernünftig.“

Marc blickte ihn forschend an. „Sind Sie sicher, dass ich Sie allein lassen kann.“

„Klar“, gab der Sicherheitsoffizier zurück. Nun, da die Schmerzen nachließen, lächelte er sogar. „Ich habe mich vorhin selbst gescannt. Bin zwar kein Arzt, aber verstehe einiges von erster Hilfe ... Quetschungen, ein Knochenbruch ... so schlimm ist es nicht.“

Marc zögerte noch einen Moment. „OK“, erwiderte er schließlich. „Ich frage mich nur ... Wie soll ich hier rauskommen?“

Wilbury grinste schief. „Falls das Schott klemmen sollte: Phaser auf halbe Kraft, feiner Strahl, Luke aufschweißen, Tür eintreten, fertig.“

Van de Kamp lachte kurz. „Darauf hätte ich selbst kommen können. Bin wohl noch ein bisschen von der Rolle.“



Als Marc ins Freie trat, überzogen dicke Wolken in Farbschattierungen von goldbraun bis dunkelgrau den orangegelben Himmel. Er warf einen Blick auf seinen Tricorder und stöhnte vor Frust. Soviel zu der Möglichkeit, eine Verbindung zur DEFENDER herzustellen. Ein wahrer Zuckerwatteberg aus ionisierten Wolken versperrte die Kommunikationswege zu seinem Schiff.

Marc seufzte und studierte die Daten genauer. Im Osten schien sich die Wolkenfront zu lichten, doch dafür musste er sich Kilometer weit durch den violetten Dschungel schlagen.

Der Lieutenant zuckte ergeben die Schultern. Zumindest sollte es laut Wetteranalyse seines Tricorders nicht regnen und warm war es auch. Fast zu warm. Er checkte noch schnell seine Ausrüstung und seinen Proviant. Tricorder und Phaser waren funktionsfähig, er hatte außerdem einen Hautregenerator, eine Flasche Wasser und Feldrationen eingepackt. Als er tiefer in seinem Rucksack wühlte, fiel ihm eine Dose in die Hand, deren Aufschrift ihm ein schiefes Grinsen entlockte: Katzenfutter.

„Okay, Misty, falls ich mich verirre und kurz vorm Verhungern bin, muss ich dir leider dein Essen wegfuttern. Du machst das auch dauernd mit mir, und zwar ohne am Verhungern zu sein.“ Mit diesen Worten machte er sich auf den Weg.

Zunächst war es wie ein Spaziergang durch die Heide. Der Boden, mit fleischigen roten Sukkulenten und Geröll bedeckt, war ziemlich unwegsam, doch die massiven violetten Palmen und Riesenpilze standen noch nicht sehr dicht.

Das änderte sich jedoch bald. Gen Osten wurde das lila Blätterdach immer undurchdringlicher, so dass die exotischen Pflanzen mit den bräunlichen Schatten verschmolzen. „Verdammt, hätte ich doch eine Machete anstelle des Phasers mitgenommen“, knurrte Marc, als ihm zum wiederholten Mal eine Art Farnwedel schmerzhaft ins Gesicht schlug.

Zum Glück waren die Pflanzen allesamt biegsam und weich. Wenn er auf sie trat, fühlte es sich an, als würde er auf Schaumgummi laufen. Oder auf - Fleisch.

So wie die dicke eigentümliche schwarze Wurzel, die sich gerade unter seinen Stiefeln krümmte ... Marc erstarrte. Ein feurig gelbes Licht leuchtete zwischen dem Gestrüpp auf. Als der Wind ein paar Blätter zur Seite wehte, wurde ein zweites Licht sichtbar.

Bevor der Lieutenant begriff, wie ihm geschah, schallte das Brüllen einer wütenden Raubkatze durch den Dschungel. Eine der „Wurzeln“ schlug nach ihm und verfehlte ihn nur knapp.

Keine Wurzel – ein Fangarm.

„Entschuldigung“, murmelte Marc, als ihm klar wurde, dass er der Kreatur wohl sprichwörtlich auf den Fuß getreten war.

Dann rannte er. In die Richtung, aus der er gekommen war, nur raus aus dem Dschungel ...

Doch das Wesen war schneller. Ein Tentakel vom Durchmesser eines mittleren Baumstamms klatschte unmittelbar vor ihm auf den Boden, verfehlte ihn nur um wenige Zentimeter.

Marc blickte sich hektisch um, auf der Suche nach einem Fluchtweg – und startete direkt in die unheimlichen, gelb glühenden Augen des Wesens.

Seine Haut war tief schwarz und mit Schuppen bedeckt, die wie nasser Schiefer glänzten. Es hatte einen meterlangen Hals, einen doppelt so langen Schwanz, eine spitz zulaufende Schnauze, sechs Beine und mehrere Tentakel, die zornig durch die Luft peitschten und dabei den einen oder anderen lila Baum samt Wurzeln ausrissen. Die Fangarme bildeten eine Mauer aus dunklem Fleisch, zu dick und zu hoch, um mit einem Satz drüber zu springen.

Marc war buchstäblich eingekesselt. Er zückte seinen Phaser und erkannte in selben Moment, dass ihm die Waffe nichts nützen würde. Selbst wenn er sie auf Töten stellte, würde er das Riesenvieh damit nur verletzen und noch wütender machen.

Er duckte sich, als eine junge Palme direkt auf ihn zuflog. Dabei entdeckte er den einzigen Weg, um dem Monster zu entkommen: Zwischen seinen Beinen hindurch.

Marc atmete tief durch und wischte sich den strömenden Schweiß von der Stirn.

„Ganz ruhig, Junge, ganz ruhig ...“, redete er sich selbst gut zu.

Die Gefahr, dass die Kreatur ihn unter sich zerquetschte, war natürlich real. Ebenso wie die Gefahr, totgetrampelt oder von dem ständig peitschenden Schwanz erschlagen zu werden.

Aber wenn er hier verharrte, würde ihn das Monster früher oder später fressen.

Marc drehte sich blitzschnell auf dem Absatz um, beugte sich leicht und rannte – so schnell, wie er noch nie in seinem Leben gerannt war. Flüchtig streifte er die Haut des Wesens, die sich wie geschliffener Obsidian anfühlte. Der Schwanz fuhr durch die Luft, Marc rollte sich auf die Seite, um nicht getroffen zu werden, rappelte sich im nächsten Moment auf und rannte weiter. Immer tiefer in den Dschungel.

Doch die Kreatur hatte ihre Beute längst gewittert. Mit einem furchterregenden Knurren nahm sie die Verfolgung auf. Schwerfällig setzte sie sich in Bewegung, aber dank ihrer Größe holte sie permanent auf. Lieutenant van de Kamps Herzschlag setzte einen Moment aus, als dicke schwarze Fangarme die Büsche und Bäume neben ihm beiseite fegten. Er atmete schwer, stolperte, fing den Sturz im letzten Augenblick mit beiden Händen auf. Keuchend blieb er sekundenlang liegen, obwohl er genau wusste, dass er aufstehen und weiter rennen musste,

wenn er nicht als Abendessen des schwarzen Monsters enden wollte. Doch die Versuchung, aufzugeben, war einen Moment riesengroß. Seine Lungen brannten fürchterlich, die Beine zitterten, seine Kehle war trocken wie Sandpapier ... er musste Kilometerweit gelaufen sein.

Das Brüllen und Knurren seiner Nemesis kam bedrohlich nahe. Marc wagte einen Blick über die Schulter – und erstarrte. Der Kopf des Wesens war keine zwei Meter von seinem entfernt, er konnte sogar die roten Sprenkel in der goldenen Iris erkennen.

Wie es ihn so neugierig und verfressen musterte, erinnerte es ihn irgendwie an eine seiner Katzen. Dann riss es das Maul auf, entblößte mehrere Reihen spitzer Zähne und brüllte, dass Marcs Ohren schmerzten. Er überlegte, seinen Phaser zu überlasten und der Kreatur einfach ins Maul zu schmeißen. Doch dann würde er ohne Waffe dastehen, ohne Schutz.

Eine Idee reifte binnen Sekunden in seinem Hirn heran. Er kramte die Katzenfutter-Dose aus seinem Rucksack und warf sie in den tiefen, rosa Schlund der Finsternis.

Die Kreatur röchelte und würgte lauthals, als die Blechbüchse in ihrer Luftröhre stecken blieb.

Diesen Moment nutzte van de Kamp – und flüchtete.

Obwohl die rote Sonne immer noch am Himmel stand, herrschte in diesem Teil des Dschungels fast Nacht. Das violette Blätterdach ließ kaum einen Sonnenstrahl hindurch und Marc erkannte nur mühsam den Weg vor ihm.

Als sein Fuß ins Leere trat, packte er den Stamm von etwas, das wie ein lila Gummibaum aussah. Die Pflanze gab ihm zunächst Halt – doch plötzlich durchzuckte ein scharfer Schmerz seine linke Hand. Marc zischte und fuhr herum.

Was er sah, konnte er zuerst nicht glauben: Die Blätter wickelten sich um seinen Handballen und das Handgelenk, eine weitere Ranke tastete bereits nach seinem Unterarm. Blut sickerte zwischen seinen Fingern hindurch.

Er schrie und riss sich los. Doch das war ein Fehler.

Das Blätterwerk unter seine Füßen gab nach und darunter befand sich – nichts.

Lieutenant van de Kamp stürzte zehn-zwanzig Meter in die Tiefe.

Oder waren es hundert Meter? Tausend?

Der Fall erschien endlos. Die steilen Felswände einer Schucht zogen in rasendem Tempo vorbei. Marc überschlug sich ein paar Mal, einzelne Blätter streiften ihn ... Blätter mit kleinen spitzen Zähnen, die im Vorbeiflug winzige Stücke aus seiner Haut rissen.

In der Dunkelheit erwacht der Hunger aller Lebewesen nach Fleisch ...

Gott, was für ein verrückter Planet! Hier sollte er jetzt elend verrecken ...

Doch plötzlich stoppte eine unsichtbare Barriere seinen Fall. Ein Stromschlag von tausend Volt ließ seinen Körper beben. Der schmale Streifen Himmel über ihm und der Dschungel wurden aufgesogen von einem gnadenlosen, gefräßigen schwarzen Loch.



Der qualvolle Schrei eines Mannes ließ Kir Larazon aus dem Schlaf schrecken. Schweißgebadet wickelte sie sich aus ihren Decken. Alle acht Finger verkrallten sich in dem Stoff, der noch immer tröstend nach Tel-Maros roch. Seit seinem Tod waren die Alpträume ein Teil ihres Lebens.

Obwohl es auf ihrem Planeten zur Kultur gehörte, mehrere Partner zu heiraten, hatte es für sie nur diesen einen Mann gegeben. Selbst als er Al-Quinnara kennengelernt und sie in seinen Clan aufgenommen hatte.

Kir-Larazons Mutter nannte es unwürdig, dieses verpönte Gefühl der Eifersucht, das Kir-Larazon manchmal heimsuchte. Doch der Eindruck, dass Tel-Maros seine zweite Frau mehr liebte als sie, dass Al-Quinnara ihn geradezu verzauberte, ließ sich nicht abschütteln.

Aus Frust darüber, dass Tel-Maros offensichtlich nichts als Al-Quinnara im Kopf hatte, begab

sich Kir-Larazon auf eine mehrwöchige Forschungsreise, ohne sich ein einziges Mal bei ihm zu melden. Wahrscheinlich vermisste er sie nicht einmal. Oder er wurde sich in ihrer Abwesenheit endlich klar, was sie ihm bedeutete.

Sie sollte es nie herausfinden. Als Kir-Larazon zurückkehrte, stolperte sie buchstäblich über die Leiche ihres Mannes.

Al-Quinnara lag auf der psychiatrischen Station im Krankenhaus und schrie immer wieder „Larazon, es frisst dich auf, es frisst dich auf ...“

Kir-Larazon hatte das Krankenzimmer mit Tränen in den Augen verlassen. Es machte keinen Sinn, nach der Bedeutung von Al-Quinnaras Gefasel zu fragen. Es machte nicht einmal Sinn, sie zu besuchen. Die arme Frau war offenbar vollkommen durchgedreht.

„Die Seuche hat leider schon zu viel Schaden angerichtet“, meinten die Ärzte voller Mitleid. „Wir können ihr nur noch Beruhigungsmittel geben, um ihre Anfälle zu lindern.“

„Ihr Mann ist in gewisser Weise zu beneiden. Der Tod durch einen Herzinfarkt ist ein schneller Tod und sein Elend hat wenigstens ein Ende.“

„Wenn die Seuche außer Kontrolle gerät, ist sie auch durch sexuelle Kontakte übertragbar. Es dürfte klar sein, wer hier wen angesteckt hat ...“

Kir-Larazon wusste bereits, dass sie logen. Trotz ihres Kummers hatte sie einen Bio-Scan von Tel-Maros Leichnam durchgeführt und dabei festgestellt, dass er erstickt war. Seine Herzen wiesen keinerlei Anzeichen eines Infarkts auf. Dafür fand sie seltsame Druckstellen an seinen Lenden und Würgemale an seinem Hals. Doch sie wusste, wenn sie den Beweis zur Miliz brachte, würden die nicht den Mörder jagen, sondern sie.

Also stopfte sie sämtliche Datenträger, auf denen Tel-Maros die Ergebnisse seiner Recherche gespeichert hatte, in ihren Rucksack, tankte ihren Gleiter auf und floh in die Wildnis.

Tief im südlichen Dschungel, am Hang der Ramarra-Schlucht, parkte sie, versteckte sich unter einem Tarnfeld und durchsuchte die Datenchips ihres Mannes nach irgendeinem Hinweis auf seinen Mörder. Zunächst fand sie nur einen Haufen Verschwörungstheorien über die Verbotene Stadt und irgendein Dominion ... Dinge die sie von ihrer Mutter längst erfahren hatte.

Die Wahrheit über das Virus und das Implantat.

Die Tatsache, dass ihr Volk früher zu den Sternen geflogen war, bevor die Seuche vor knapp zweihundert Jahren die Gesellschaft dieses Planeten ins Chaos gestürzt hatte.

Den Grund, weshalb manche Prelucidarner gegen den Wahnsinn immun waren.

So wie Kir-Larazon. Sie hatte dieses Wissen nie mit Tel-Maros geteilt, aus Angst, ihn dadurch in Gefahr zu bringen. Stattdessen hatte sie gehofft, einen Arzt zu finden, der auf ihrer Seite war und ihren Mann heilen konnte, bevor er von Horrorvisionen verfolgt wurde und womöglich bleibenden Schaden erlitt ... Doch sie musste begreifen, dass sie mit ihrer Zögerlichkeit Tel-Maros nicht gerettet, sondern womöglich umgebracht hatte.

Desorientiert stolperte sie aus der Schlafzelle in das dämmerige Cockpit ihres Gleiters.

Während des orangefarbenen Tages zu schlafen, war ungesund, die rote Sonne spendete zu wenig Licht für die Regeneration der Zellen. Hier im Dschungel sowieso. Doch Kir-Larazon hatte stundenlang ununterbrochen durchgearbeitet und der weiße Tag mit seinem alles heilenden ultravioletten Licht war unbemerkt vorbeigezogen.

Vielleicht war es bereits Nacht ... Kir Larazon hatte jegliches Zeitgefühl verloren, ihr Bio-Rhythmus war völlig durcheinander geraten. Hier unter war ja eigentlich immer Nacht. Gefährliche Tiere und Fleisch fressende Pflanzen lauerten hinter jedem Stein, aber dank des Kraftfelds um ihren Gleiter war Kir-Larazon in Sicherheit.

Zumindest vor den Monster da draußen. Die Monster in ihrem Inneren waren etwas anderes. Der einzige Weg, sie zu vertreiben, führte offenbar in die Stadt an der Küste des Ramarra-Kontinents – die Verbotene Stadt. Dank Tel-Maros Aufzeichnungen wusste Kir-Larazon, dass

diese Stadt mehr war als nur eine Legende, geboren aus den Gruselgeschichten ihrer Großmütter und den Hirngespinnsten von Wahnsinnigen.

Kir-Larazon hatte sogar Koordinaten und alte Stadtpläne gefunden. Es war genau genommen keine richtige Stadt – vielmehr ein militärischer Außenposten oder eine große Forschungsbasis. Diejenigen, die sie erbaut hatten, waren entweder ein Haufen Vollidioten – oder sie stammten nicht von dieser Welt. Die Bewohner Prelucidars wären niemals auf die Idee gekommen, eine Stadt oder auch nur eine große Anlage in der Nähe einer Küste zu bauen. Durch die stark ionisierte Atmosphäre war das Wetter unberechenbar, es kam immer wieder zu unvorhergesehenen Sturmfluten und Hurrikans. Die wenigen Küstenstädte in der Geschichte dieser Welt waren allesamt von Naturkatastrophen ausradiert worden.

Aber die Verbotene Stadt existierte immer noch. Beim Anflug auf den Ramarra-Kontinent hatte Kir-Larazon ihre Silhouette gesehen, ein Kunstwerk aus Krafffeldern, Stahl und Glas. So hohe, filigrane Gebäude auf einem geologisch instabilen Planeten wie diesem konnten nicht real sein. Sie gehörten nicht in diese Welt – und deshalb wusste Kir-Larazon, dass sie dort eine Antwort auf alle offenen Fragen finden würde. Einen Weg, ihre Selbstachtung wiederzuerlangen.

Einen Weg, Al-Quinnara zu helfen. Dieses arme Mädchen war nicht länger eine Konkurrentin, sondern ihre Leidensgenossin, ihre Familie. Sie hatte ihren geliebten Mann verloren, genau wie Kir-Larazon. Aber letztere besaß wenigstens noch ihren Verstand.

Vorausgesetzt, sie hielt sich nicht länger als nötig in diesem düsteren Dschungel auf, wo Tag und Nacht ineinander verschwammen und die Lebewesen nichts anderes im Sinn hatten, als sich gegenseitig zu fressen.

Zum Beispiel der Mann, den sie schreien gehört hatte ... War er auch gefressen worden? Von einem Tier, einer Pflanze? Hatte er tatsächlich geschrien oder nur in ihrem Traum?

Um das herauszufinden, musste Kir-Larazon ihren Gleiter verlassen – obwohl ihr bei dem Gedanken, was dort draußen auf sie lauerte, ein kalter Schauer über den Rücken lief. Alles, was ihr noch Kraft und Halt gab, befand sich in dieser fünf Meter langen und drei Meter breiten Flugmaschine: ein mobiles Labor, eine gemütliche Schlafkoje, ein Computerarbeitsplatz und die Erinnerungen an Tel-Maró.

Draußen in der Wildnis gab es nichts Vertrautes oder Berechenbares. Eine Fleisch fressende Pflanze konnte ihr binnen Sekunden das Gesicht abfressen, ein Raubsaurier ihr den Arm abbeißen – oder Schlimmeres.

„Sei nicht albern, Larazon, du bist im Dschungel geboren und aufgewachsen“, schalt sie sich.

Das hatte den Vorteil, dass sie sich in der Wildnis zu bewegen wusste – aber den Nachteil, dass sie ihre eigene Machtlosigkeit kannte. Sie hatte Männer und Frauen sterben sehen, die trotz aller Vorsicht und Wachsamkeit in den Schlund eines riesigen hungrigen Blütenkelches gefallen und bei lebendigem Leib in Säure aufgelöst worden waren.

Ihre Mutter hatte Kir-Larazon in der Hauptstadt zur Schule geschickt und verachtete sie nun dafür, dass sie sich von den Annehmlichkeiten der Zivilisation korrumpieren ließ. Aber die Tochter wollte sich nicht dafür rechtfertigen, dass sie die Lebensformen des Dschungels lieber unterm Mikroskop untersuchte, als ihnen ihre Finger zum Frühstück anzubieten. Es gab Dinge im Leben, die sie tatsächlich bereute – die Missachtung der Traditionen verschrobener alter Weiber gehörte nicht dazu.

Eine seltsame Farbe weckte ihre Aufmerksamkeit und zerstreute ihre Gedanken.

Gelb ... wie das Gelb des Himmels nach dem Untergang der Weißen Sonne, an einem dunstigen Beginn des orangenen Tages ... und ein anderes Gelb, das sie nicht einordnen konnte.

Neugierig trat sie näher, ihre Waffe hielt sie schussbereit.

Was sie sah, ließ sie rückwärts taumeln, ihre Beine gaben nach.

Vor ihr lag ein Wesen, das ganz offensichtlich nicht von dieser Welt stammte. Es regte sich

nicht, doch Kir-Larazon erkannte instinktiv, dass es noch lebte.

Nein, dass *er* noch lebte.

Kir-Larazon spürte ebenso instinktiv, dass es ein männliches Wesen war.

Mit zitternden Fingern nahm sie den Bio-Scanner aus seiner Hülle und bewegte in über den Körper des Außenweltlers. Allein sein Erscheinungsbild war faszinierend: Eine blasse Haut mit einem rötlichen Schimmer, ohne jede Spur von lichtabsorbierenden Schuppen. Helles Haar das aussah wie die Samenfasern der Tellok-Pflanze, fünf Finger an jeder Hand ... doch es waren die Scan-Ergebnisse, die ihre beiden Herzen schneller schlagen ließen.

Sein Körper wies in der Tat keinerlei Zellen für die Licht-Verarbeitung auf, sein Verdauungssystem war komplett auf die Verwertung von Tieren und Pflanzen als Nahrung ausgerichtet. Hätte Kir-Larazon nicht Evolutionsbiologie studiert, wäre sie vielleicht auf die Idee gekommen, dass es auf der Heimatwelt des Fremden immer dunkel war. Doch sie wusste, dass nach der Entstehung der zweiten Sonne auf ihrem Planeten eine Turbo-Evolution stattgefunden hatte, so dass sich Flora und Fauna nicht ordentlich ausdifferenziert hatten. Auf anderen Welten konnte sich das Leben völlig anders entwickeln, so dass rein tierische und rein pflanzliche Organismen durchaus biologisch sinnvoll sein mochten.

Vielleicht waren ihre Vorfahren dieser Spezies einst begegnet? Vielleicht gehörte der fremde Mann zu den Erbauern der Verbotenen Stadt – oder gar zu diesem ominösen Dominion?

Der Dschungel drehte sich um Kir-Larazon, der Boden schien sich unter ihr aufzulösen. Wenn sie eine Genom-Analyse dieses Außenweltlers im Netz veröffentlichte, landete sie entweder im Hohen Turm der Wissenschaft oder in der Irrenanstalt – falls nicht die Todesschwadronen der Regierung gleich für einen „bedauerlichen Unfall“ sorgten. Leider war Letzteres am wahrscheinlichsten. Dann wurde sie vielleicht in hundert Jahren posthum berühmt.

Kir-Larazon hätte beinahe hysterisch aufgelacht, als ihr die Ironie des Ganzen klar wurde. Allerdings wusste sie, dass man im Dschungel nur überleben konnte, wenn man keine überflüssigen Geräusche verursachte.

Ihre Fingerspitzen kribbelten vor Aufregung bei dem Gedanken, dass das fremde Wesen bald erwachte. Die medizinische Analyse zeigte, dass er von der elektrischen Energie des Kraftfelds um Kir-Larazons Gleiter ausgeknockt worden war, aber er schien nicht ernsthaft verletzt zu sein.

Sie musterte ihn eingehend. Hatte sie sich ein Wesen von einem anderen Planeten so vorgestellt? Im Grunde nicht, musste sie zugeben. Dafür wirkte der Fremde viel zu ... vertraut. Natürlich gab es Unterschiede wie die Zahl der Finger oder die Farbe der Haut – dennoch hätte sie nicht erwartet, dass der Körperbau und die Gesichtszüge eines Aliens ihren eigenen so ähnlich wären. Der Mann war etwa so groß wie sie, wirkte aber nicht besonders kräftig oder schwer. Behutsam versuchte sie, seinen Körper anzuheben, und stellte erleichtert fest, dass es kein Problem war, ihn bis zum Gleiter zu tragen.

Dort legte sie ihn auf ihren ausziehbaren Labortisch und fesselte sicherheitshalber Hände und Füße mit Klebeband. Als sie das tat, fühlte sie einen Stich von schlechtem Gewissen. Aber wie sollte sie sicher sein, dass der Außenweltler ungefährlich war? Seine Muskeln schienen zwar schwächer ausgebildet zu sein, als ihre – dafür trug er eine Waffe bei sich, die eine technologische Überlegenheit von mindestens zweihundert Jahren verriet. Und diese runden Metallknöpfe am Kragen seines gelben Shirts konnten militärische Rangabzeichen sein.

Ein harmloser Forscher oder der Scout einer Invasionsflotte?

Vorsicht war auf jeden Fall geboten, denn Kir-Larazon war allein in der Wildnis, vollkommen auf sich gestellt ... Womöglich musste sie sich vor dem Fremden schützen – oder den Fremden vor ihren eigenen Leuten.

Beinahe andächtig strichen ihre Finger über das Gesicht des Außenweltlers und sie betete zum Geist des Universum, dass sie sich irgendwie verständigen, dass sie eine gemeinsame

Sprachen finden konnten. Denn eines stand fest: Wenn der Fremde erst einmal zu sich kam, würde er ihr sehr viel zu erzählen haben.

To be continued ...

Die U.S.S. DEFENDER wurde zu einer dreimonatigen Scout-Mission in den Gamma-Quadranten abkommandiert und beobachtet – getarnt – die Truppenbewegungen des Dominion.

Auf Empfehlung des Wissenschaftsrates der Föderation befindet sich zudem eine Abordnung von Wissenschaftlern an Bord, die diese einmalige Gelegenheit zur Forschung nicht verstreichen lassen soll.

Doch nach zwei Monaten Dauergebrauch versagt die Tarnvorrichtung ihren Dienst. Es treten lebensbedrohliche technische Störungen auf, einige Crewmitglieder werden schwer verletzt, die DEFENDER verliert ihren Warpantrieb.

Captain Lairis und ihre Offiziere greifen zu verzweifelten Maßnahmen, um einerseits das Schiff zu retten und sich andererseits vor einer herannahenden Dominion-Patrouille zu verstecken.

Da entdeckt die caitianische Wissenschaftsoffizierin M'Rass einen geheimnisvollen Nebel, der als ideales Versteck für die angeschlagene DEFENDER dienen könnte. Im Inneren des Nebels stößt die Crew auf ein binäres Sternensystem mit vier Planeten und findet auf dem dritten Planeten ein zweihundert Jahre altes Schiffswrack. Die Entdeckung gibt Rätsel auf – und der vierte Planet hüllt sich in eine undurchdringliche Wolkendecke, die keinerlei Scans zulässt.

Verbirgt sich darunter eine Zivilisation? Handelt es sich um die Erbauer des abgestürzten Spaceshuttles auf dem Nachbarplaneten? Und welche Rolle spielt das Dominion in diesem bizarren Puzzle?

Um eine Antwort auf all diese Fragen zu finden, begeben sich zwei Außenteams der DEFENDER in Lebensgefahr ...